Start of Martha Wertheimer Collection

AR 6678

Sys #: 000198198

LEO BAECK INSTITUTE
Center for Jewish History
15 West 16th Street
New York, NY 10011

Phone: (212) 744-6400
Fax: (212) 988-1305
Email: lbaeck@lbi.cjh.org
URL: http://www.lbi.org

Martha Wertheimer, newspaper articles

Martha Wertheimer
AR 6678 addenda
A 40/1

Martha Wertheimer

22.10.1890	geboren in Frankfurt a.M.; Wohnung: Breite Gasse 48
Ostern 1897 bis	Schulbesuch (Volksschule, dann höhere Mädchenschule der Israelitischen Religionsgesellschaft) Am Tiergarten 8
1888 (?)	Umzug in die Börnestraße 46a
1894 (?)	Umzug in die Rechneistraße 7
Ostern 1904 bis Ostern 1908	Elisabethenschule
26.11.1907	Tod des Vaters Juda Julius Wertheimer
1908 (?)	Umzug in die Eckenheimer Landstraße 86
Ostern 1908 bis Ostern 1911	Städtisches Lehrerinnenseminar ("Oberlyzeum") Abschluß: Unterrichtsbefähigung für Volks-, mittlere und höhere Mädchenschulen, Tätigkeit an privatem Lyzeum
1911 (?)	Umzug in die Eckenheimer Landstraße 48, II.
ab SS 1911 bis SS 1914	Studium an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften
1913	Berechtigung zur Anstellungstätigkeit für Lyzeen u. weiterführende Bildungsanstalten
ab WS 1914/15 bis WS 1915/16	Studium an der Frankfurter Universität
4. April 1916	Maturitätsprüfung (Abitur) am Wöhler-Realgymnasium (nach externer privater Vorbereitung)
SS 1916	Studium an der Universität Leipzig; Wohnung: Nonnenmühlgasse 8, II. bei Hamm
WS 1916/17	Studium an der Frankfurter Universität
Oktober 1916	Einreichung der Dissertation "Der staatstheoretische Inhalt des Briefwechsels zwischen Friedrich dem Großen und Voltaire"
5. November 1917	mündliche Prüfung; Dr. phil. "summa cum laude"
	mehrmalige Verzögerung des Druckes der Dissertation infolge Kriegs- und Nachkriegssituation
1. Juli 1919	Urkunde über Doktorwürde
1918 (?)	Umzug in den Oeder Weg 136, EG
1918/19 (?)	politische Tätigkeit (?)
1. Januar 1920	Beginn der Tätigkeit bei der Offenbacher Zeitung

1921	"Turnvater Jahn. Eine Auswahl aus seinen Schriften"
1923	"Erziehung zum Fechter"
15. April 1924	Tod der Mutter Johanna Wertheimer geb. Tannenbaum
Anfang Febr. 1929	Rundfunksendung "Wie sag' ich's meiner Zeitung?"
1929	Libretto zur Oper "Riccio" von Erich Riede
Anfang 1931 bis Sommer 1932	"Dienst auf den Höhen" (Roman, ersch. 1937)
ca. 1931	Umzug in die Heimatsiedlung, Unter den Kastanien 1 3. Stock
1935	"Alle Tage Deines Lebens"
Mitte der 30er Jahre	"Amazonenritt" (Roman, unveröffentlicht)
Frühjahr 1935 (31.3.)	Ende der Tätigkeit für die Offenbacher Zeitung
1935	Drama "Channa" (aufgeführt in Frankfurt u. Köln)
Frühjahr 1936 (?)	Auszug aus der Wohnung Unter den Kastanien 1; Postanschrift c/o Lydia W., Kettenhofweg 131, bei Prof. Dr. Ludwig Wertheimer (nicht verwandt!)
1. April 1936	Beginn der Tätigkeit für das Israelitische Familienblatt (Leitung der Feuilletonredaktion) in Berlin; Wohnung in Berlin
1938	"Jenseits der Flut" (Roman, unveröffentlicht)
1.10.1938	Rückkehr aus Berlin nach Frankfurt; Whg. vermutlich zunächst Gärtnerweg 62, bei Hedwig Levi-Michel
Ende 10/Anf. 11/1938	Eigener Kulturbundabend in Berlin
November 1938	Betreuerin im jüdischen Waisenhaus in Frankfurt
Ab Jan/Feb 1939	für Gemeinde Frankfurt zuständig für die gesamte Jugendfürsorge, Organisation der Kindertransporte
1939	Wohnung Beethovenstraße 42 II. (nach Emigration Hedwig Levi-Michels)
Frühjahr/Sommer 1939	Begleitung mehrerer Kindertransporte nach England
August 1939	Urlaub (?) mit Schwester Lydia zusammen (bei Marie-Elisabeth Lüders in Bayern).
18.3.1940	Verhör durch GESTAPO wg. Verhaftung Lydias Nov.'39
kurzzeitig (nach dem 8.4., mindestens ab dem 10.6.1941	Pensionszimmer in der Schumannstraße 24

6.-30. Mai 1941	nach schweren (Verkehrs-?)Unfall: Krankenhausaufenthalt: Jüd. Krankenhaus, Gagernstr.
ab 25. Juni 1941	Wohnung Joseph Haydnstraße 55
Frühjahr 1942	Wohnung Fürstenbergerstraße 167 ("Judenhaus") daraus letzte Nachricht am 22.4.1942
Mai/Juni 1942	Deportation

Martha Wertheimer - Bibliografie

Über den Einfluß Friedrichs des Großen auf Voltaire. (Nachdem staatstheoretischen Inhalt ihres Briefwechsels.) (Maschinenschrift) 251, xxvii S. 4°. - Auszug: o.O. u. J. 2 Bl. 8°.
Frankfurt, Phil. Diss. v. 1. Juli 1919 (1925).
(UB Ffm, Sign. U 25.2545)

Turnvater Jahn. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Vlg. des Sport-Echo, Offenbach a.M. 1921
(UB Ffm, Sign. GW 1922 206)

Erziehung zum Fechter. Ein Merkbuch für Anfänger und Jungmannen. Ludwigsburg, Dr. F. Frommel 1923. (36 S., 4 S. Abb.) 8° 1,20
(Bibl. der Dt. Sporthochschule, Köln, Sign. 4569)

Riccio. Oper in 1 Aufzug. Dichtung: Martha Wertheimer. (Musik: Erich Riede)
Offenbach a.M. J. André (1929) 28 S. kl. 8° -,50

Alle Tage Deines Lebens. Ein Buch für jüdische Frauen. J. Kauffmann Vlg. Frankfurt a. M. 1935 (A.) Ein Buch für jüd. Frauen. 123 S. Lw., 2.20
(B.) Ein Buch für jüd. junge Mädchen. 123 S. Lw. 2,20
(UB Ffm, Sign. Jud. 6086)

(Bearb. von:) Fanny Neuda, Stunden der Andacht. Ein Gebet- und Erbauungsbuch für Israels Frauen und Mädchen zur öffentlichen und häuslichen Andacht. Durchges. und bearb. von Martha Wertheimer. Frankfurt a.M. J. Kauffmann 1936. 136 S. 8°
(DB, Sign. EB 84/122)

(Mitarb.:) Das jüdische Sportbuch. Weg, Kampf und Ziel der jüdischen Sportverbände. Verlag Atid, Berlin 1937
(UB Ffm, Sign. S 24 1214)

Dienst auf den Höhen. (Bibl.) Roman. Jüdische Buchvereinigung Berlin 1937
(UB Ffm, Sign. OO 20581)

unveröffentlicht:

Amazonenritt (Roman), ca. 1935

Jenseits der Flut (Roman), 1938

Voltaire bewusst für sein Idealbild entlehnt. Trotzdem hat Voltaire nie das Problem vom berufenen oder unberufenen Fürsten (Erb- oder Wahlkönigtum) in sich gelöst. Aber die Lebensunfähigkeit des roi philosophe hat er zuletzt anerkannt. Erziehung zum Fürsten-beruf durch Hemmungen und Hilfen, die Selbstzucht, das Sichbe-scheiden, Notwendigkeit der Toleranz und der humanen Rechtspflege werden immer mit dem Blick auf das Endziel behandelt: Glück des Einzelnen, Wohlfahrt des Ganzen. Hier decken sich die Nur-Praxis Friedrichs und die Nur-Theorie Voltaires. Voltaire ahmt die Praxis später, deutlich nach Friedrichs Vorbild, in Ferney und Les Délices nach. Die Ursache dieser rastlosen Fürstenarbeit, die Sehnsucht Friedrichs nach der gloire, ist ihm nie ganz verständlich gewesen; er war die kontemplative Natur, Friedrich die faustische.

Entsprechend der Auffassung der Zeit sehen Friedrich und Voltaire die Menschheit als eine Zusammenfassung aller Menschen, losgelöst von ihren nach Staat und Stand bedingten Lebensformen an; auch ihr Ziel ist eudämonistisch, ihre Begründung naturrechtlich. Friedrich und Voltaire sind beide so stark staatlich gerichtet, dass ihr Weltbürgertum nicht überwiegt. Für beide ist die Nation ein Begriff a priori. Bei beiden zeigt sich Nationalstolz und nationale Empfind-lichkeit. Friedrichs Beschränkung auf den europäischen Kulturkreis macht Voltaire nur in seinem Wunsche nach Wirkung mit. Hier gibt es für ihn wirklich eine höhere Einheit, die Republik der Geister. Doch kann er damit nie das Gefühl des nationalen Verwurzeltseins durch weltbürgerliche Diskussionen in sich stumm machen. Er em-pfindet Stolz oder Scham ebenso stark wie Friedrich. Aufklärung ist auch für ihn nur durch die Vermittlung der Nation zu denken. In bezug auf die Stellung der Nationen untereinander ist Voltaire der Meinung, dass die kulturell führende Nation das Recht habe, um der Kultur willen die anderen in sich aufzusaugen. Friedrich widerspricht aus eigener Noterfahrung heraus dieser Kulturtyrannei. L'intelligence avec le monde entier sei das Ziel im Verhalten aller. Die „soziablen" Eigenschaften müssen soweit entwickelt werden, dass anstelle des Militarismus der Pazifismus tritt. Das herrschende politische Sy-stem schwankt zwischen Unmoral und Schwäche. Krieg ist unhuman und unmodern, denn er ist unvernünftig. Trotzdem schwanken beide in dieser Verurteilung. Friedrich hat den Zwiespalt in sich nie ganz überbrücken können. Voltaire erkennt diesen Zwiespalt nicht, sondern hält ihn für eine Gesinnungswandlung. Ein Einfluss liegt hier insofern vor, als er sich dem Zauber der Gloire Friedrichs des Grossen nicht hat entziehen können und den Krieg zu Aufklärungs-zwecken, eine Art Kulturkrieg für erlaubt erklärt.

Universität Frankfurt a. Main

Philosophische Fakultät

Auszug aus der Dissertation

Wertheimer, Martha: „Ueber den Einfluss Friedrichs des Grossen auf Voltaire. (Nach dem staatstheoretischen Inhalt ihres Briefwechsels)"

Berichterstatter: Professor Dr. Georg Küntzel
Berichterstatter: Professor Dr. Kern

Tag der mündlichen Prüfung: 5. November 1917.

Die Quellengrundlage der Arbeit bildet der Briefwechsel zwischen Friedrich dem Grossen und Voltaire, herausgegeben von R. Koser und H. Droysen (4 Bände). Die Untersuchung geht zur Feststellung der gegenseitigen Beeinflussung deshalb vom Brief-wechsel aus, weil in den Werken das Werden der Anschauung durch mannigfaltige Einflüsse, Kompromisse usw. überwuchert ist, während sich im Brief die Anschauung in ihrer Entstehung und Impulsivität äussert. Im I. Teil der Arbeit wird die Freundschaft des Königs mit dem Denker, zum Teil unter Vorausnahme der Ereignisse, nach Inhalt und Wirkung umrissen. Voltaire wirbt um Friedrich in der ersten Zeit der absichtsvollen Schmeichelbriefe (bis Dezember 1740), in der er den zukünftigen Machthaber für seine Lebensarbeit, den Aufklärungskampf gewinnen will. Friedrich ist ihm Zukunftsgestalt, der Idealfürst für die Durchführung seines eigenen Gedankens, der Herrscher des mutmasslichen Idealstaats. In dieser Zeit stehen staatstheoretische Themen (Fürstenpflichten, Weltbürgertum) im Vordergrund. Dass Voltaire einen künftigen König hierbei in Uebereinstimmung mit sich findet, bestärkt ihn in seinen Ideen. Der Ausbruch des I. Schlesischen Krieges scheint ihm von einem gewandelten Friedrich herzukommen; er hat die zwei Seelen in Friedrich nie begriffen. In Voltaire vollzieht sich durch diese Erfahrung eine Umwandlung vom utopistischen Pazifismus zu einem realeren, politisch gerichteten. Zugleich tritt an die Stelle des Verzichts auf Friedrichs werktätiges Mitschaffen an der Auf-klärung eine neue Erwartung. Er fühlt sich den Quellen der Ge-schichte nahegerückt, sucht lebendige Politik als Erlebnisquelle, wird aber hier als Praktiker, als Denker und als Franzose von Friedrich wieder enttäuscht. Die ersten nationalen Gegensätze werden fühlbar. Während Friedrich im Siebenjährigen Krieg um sein Bestehen

Stadtbibliothek

ringt, verhält sich Voltaire zwiespältig, werbend und hassend. Er hofft, dass der Gescheiterte wieder zum roi philosophe würde und bereitet in seinen Briefen diese unpolitische, geistige Zeit vor. — In der letzten Periode, in der beide an ihrem Platz als „Idealfürsten" sind, stehen die Staatsaufgaben im Vordergrund. Das Persönliche tritt zurück, die Aufgabe triumphiert. Hier gewinnt Voltaire den letzten grossen Schatz aus Friedrichs Persönlichkeit: er sieht den Skeptiker trotz alles Zweifels rastlos seine Pflicht tun. Er sieht gerade von dem Hoffnungslosen den aufgeklärten Staat angebahnt.

Der II. Teil gibt in einem 1. Kapitel einen Ueberblick über das Weltbild der Aufklärungszeit als Grundlage der staatstheoretischen Erörterungen. Für Friedrich und Voltaire ist das Ziel der Menschheit, den homme raisonnable hervorzubringen. Der Gattung gegenüber verhält sich Friedrich von Anfang an pessimistisch. Voltaires anfänglicher Optimismus wandelt sich durch seine Erfahrungen, darunter die von Friedrichs „Wandlung", in eine weniger überzeugte, darum aber nicht pessimistische. In bezug auf den Einzelmenschen herrscht wesentliche Uebereinstimmung: die gens d' esprit sind die Quintessenz des Menschengeschlechts. Aber die Anschauungsform ist verschieden: Friedrich schätzt die geistige Leistung, nicht den Menschen; Voltaire den lebendigen Menschen als Teilsumme der Menschheitskräfte. An diese Anschauungsform knüpfen alle Erörterungen über den Einfluss der Philosophie, über Deismus, eudämonistische Lebensziele, Ablehnung der Ethik des Christentums, praktische Moral an. Von hier geht ihre Staatslehre aus, die eine Gesellschaftslehre mit schärferen Grenzen ist. Ihr Sinn und Inhalt ist die Aufklärung, das heisst Arbeit im Glauben an den gleichmässigen Fortschritt der Vernunft, an dem jeder gearbeitet hat, der eine neue Wahrheit nicht verschwieg. Beide halten aber den Kompromiss zuzeiten für notwendig und nützlich.

Gegner der Aufklärung sind im Einzelmenschen l'infâme und der Aberglaube. Im Kampf gegen sie hält sich ein Unterschied der Auffassung; Friedrich hält den Aberglauben für gegeben und nur den Fanatismus für bekämpfbar, Voltaire ist der Meinung, beide könnten durch Ueberzeugen ausgerottet werden. Hier hat Friedrich oft dämpfend auf Voltaires überschwenglichen Optimismus gewirkt. Waffen in diesem Kampf sind: Charakterbildung und Erziehung zur Verantwortlichkeit. Darum stehen für beide die exakten Wissenschaften hinter den Künsten zurück. Wesentliches wird von dem Studium der Geschichte erwartet. Auf Voltaire als Geschichtsschreiber hat Friedrich insofern wenigstens äusserlich gewirkt, als Voltaire sich von der Schwierigkeit, zeitgenössische Geschichte zu schreiben, überzeugt.

Die Glückseligkeit des Einzelmenschen ist aber erst gewährleistet, wenn die Aufklärung im Gesellschaftsverband vollzogen ist. In ihm verhält sich die grosse Masse gleichgültig. Kirche und übelberatene Fürsten kämpfen dagegen, die hommes raisonnables dafür. Bei der Stellung zur Kirche hat Voltaire durch Friedrich die Erfahrung gemacht, dass eine Trennung von Kirche und Staat praktisch wohl möglich ist. Ursprünglich ist Voltaires Plan zur Zerschmetterung der infâme durchaus individualistisch: der Fürst sei Helfer gegen die Priester. Als diese Utopie durch Friedrichs Verhalten zunichte wird, weil dieser nicht radikal vorgeht, kommt Voltaire zu der extremen Idee eines Vernichtungskrieges gegen die Kirche, um dann die Waffe der Säkularisation als die beste anzusehen. Voltaires Auffassung hat sich zugunsten der Friedrichs verschoben. Zwischen Staat und Kirche spielt sich dieselbe Auseinandersetzung ab, wie zwischen Einzelmensch und dem geistlähmenden Aberglauben: Voltaire und Friedrich unterscheiden daher den aufgeklärten und den unaufgeklärten Staat. Aber Friedrich sieht den Staat als technisch wandelbares Gebilde, Voltaire sieht ihn automatisch-gesellschaftlich, hält Funktionen und Ereignisse für naturwissenschaftlich berechenbar. Voltaires Theorie von der besten Staatsform — er bekennt sich im Gegensatz zu der aufkommenden Meinung statt zur Republik zur Monarchie — ist von Friedrich beeinflusst; allerdings hat hier nicht Geist auf Geist gewirkt, wohl aber die Tat, die Erfahrung Voltaires Theorie formen helfen. Sein Monarchismus ist von keinem begrifflichen Vordersatz abgeleitet, sondern nach den Bedürfnissen der Praxis, den Bewährungen der Erfahrung entwickelt. Die Forderung der Staatsmacht — die durch Sicherung nach innen und aussen gewonnen wird — das Recht des Staats auf Selbstbestimmung wie beim Einzelmenschen, ist für Voltaire Erfahrungsergebnis, dank Friedrich. Erfahrung lässt beide von der Utopie des Idealstaats absehen; sie fordern jetzt den „möglichst guten Staat", und in Preussen findet Voltaire für seine Ideen wenigstens schon die Vorstufe hierzu, den Vorbildstaat. Da für die Aufklärungszwecke die Monarchie am zweckmässigsten erscheint, setzt Voltaire den besten Staat gleich dem besten Fürsten. Auch hier steht die Theorie unter dem Einfluss der Praxis. Voltaires Wirklichkeitssinn hat sich für den Machtherrscher als den einzig wirksamen entschieden. Seinem Idealkönigsbild nimmt Friedrich utopistische und gibt verwirklichte Königstugenden, die Voltaire nicht ohne tatsächliche Erfahrung begriffen hätte. Zur Humanität treten Pflichterfüllung aus Standesbewusstsein, die Belastung mit dem Gefühl einer Verantwortung für Tausende. Diese Züge sind Friedrichs inneres Eigentum und von

Materialien Nr. 8

Arbeitsstelle zur Vorbereitung des
Frankfurter Lern- und Dokumentationszentrum des Holocaust

In mich ist die große dunkle Ruhe gekommen

Martha Wertheimer

Briefe an Siegfried Guggenheim in New York

Geschrieben vom 27. 5. 1939 – 2. 9. 1941 in Frankfurt am Main

1 Artikel.

OZ 24.1.1920

Frau und die deutsche Reichsverfassung

…es hat manch eine schon die neue Reichsverfas-
… in der Hand gehabt, seitdem sie am 31. Juli
… in Weimar deutsches Volksrecht geworden ist.
…er manch eine hat sie auch wieder aufseufzend aus
… Hand gelegt — Hauptteile — Abschnitte —
…itel — einhunderteinundachtzig Artikel — das
… kein Mensch verdauen! Da stirbt man
… Langeweile! Aber wer sich doch ein-
… die Mühe nimmt, trotz der abschreckenden
…eren Trockenheit ein bischen darin herumzu-
… der wird bald merken, welch ein tiefes Leben
… blüht, wie alte Quellen [illegible] Rechts, wie
… Träume von Menschenrecht und Freiheit und
…einschaftsleben in ihr [illegible] gelangt
… Und gerade die Frau wird in ihr das neue
…ber erleben, das sie zur gleichberechtigten
…bürgerin gemacht hat, das ihr die gleichen
…ichten wie dem Manne gab und die
…chen Rechte." Pflichten und Rechte verlan-
…aber beide, daß die Frau sie genau kenne. Und
… deren viele, so viel, daß die ungeschulte Frau
… unmöglich wird genügen können. Sie soll
…nehmen an der Ausgestaltung des Ge-
…wesens mit seinen schweren Wohnungs-,
… und Erziehungsfragen, mit seiner immer
…eren Ernährungs- und Gesundheitsfürsorge.
…soll im Land und Reich an allen sozialen Auf-
… denkend und arbeitend teil haben. Dazu ge-
…Schulung, gründliche Schulung. Dazu ge-
…daß zu dem warmen, liebevollen Herzen der
… denkfähiger Kopf komme.

… haben viele Frauen eingesehen. Und der
…cher Verein Frauenwohl bereitet
…en Weg zu der politischen Schulung, die
… Damit die Staatsbürgerin die Ver-
…g des Reiches kenne, veranstaltet er
…rgang von 8 Stunden und hofft, daß viele
…er Frauen lernbegierig dorthin kommen
… Und allwöchentlich eine Stunde für das
… vom Reich, seiner Verfassung und den
… Rechten und Pflichten hingeben — das ist
… die beschäftigste Hausfrau nicht zuviel!

Dr. M. W.

Kunst und Zeitgestaltung.

Vortrag von Frau Dr. phil. M. Werthei

Eine kleine Gemeinde nur, die sich gestern
mittag (dem Ruf des „Frauenvereins vom Rot
Kreuz für Deutsche über See" folgend) im andäch
heischenden Saale der Friedenskirche gesamm
hatte — nicht schade, schade — je nach dem
punkt!

Nicht schade jedenfalls für die Anwesenden
kleiner der Kreis, umso faltenloser legt sich
ihn das Band, das der Redner wirft. Und
wäre das wünschenswerter als zu einer Stunde
Fragen zur Betrachtung stellt wie die gest
Was ist Kunst, was kann die Kunst, wie wirk
auf uns usw.? Gewiß nicht annähernd erschöp
sollten sie behandelt werden, weder heute noch
gen kann das geschehen. Das Wertvolle des
trages lag vielmehr in der Zielstellung, lag dar
daß jene Fragen aus dem Fragengebrodel un
Tage fein säuberlich herausgesiebt wurden und
gebannten Kreis versinnbildlicht ins Bewu
traten. Kenne ich Stand, Eigenart des Ge
dann darf und werde ich ihn zuversichtlicher
greifen! Die Lösung selbst? Die Vortragend
sie jeweils, in knapper Form, da andeutend
am Sinnbild erläuternd, nie in abgegriffenen
sätzen. Ein Genuß waren vollends die we
digen Seitstreifen, weitab!

Schade aber für die vielen abwesenden
sinigen", alte und besonders junge, denen
Fragen gerade mehr oder weniger bewußt
Seele brennen, unbedingt! Wünschen möcht
daß sich noch der und jene besinnen (keine
allein um des äußeren Zweckes willen!) u
Weg zu den folgenden wies, je in sich abg
nen Vorträgen über die Kunst in Theater
Oeffentlichkeit, Heim und Jugenderziehung
Ueberall berührt uns ja die Kunst; sie
Dasein nicht nur in Anlagen und Sälen. Kunst ist
Kultur, Leben, Erleben, Tag für Tag, rundum, auch
in tägliches Brot, für jeden unter uns. In das
Kunstwertige, das uns umgibt, wörtlich umgibt, das
den sehenden Menschen täglich erfreut, in das Kunst-
unwertige, das ihn stündlich ärgert, soll also hinein-
geleuchtet werden. . . .

Dr. S.

Offenbacher Ztg. 1. 2. 1922

Ich sitze vor dem Mikrophon ....

Jedes Mal, wenn ich feierlich beschlossen habe, nichts, aber auch nichts in den sechsunddreißig Stunden vom Samstag abend bis zum Montag morgen mehr zu tun, nichts mehr zu arbeiten, aufzunehmen, jedes Mal, wenn ich mich auf die selige Einkapselung vorbereite, kommt irgend ein Telephongespräch, das diese Seligkeit mit einem Pferdefuß versieht.

So geschah es an einem Abend im Anfang des Februar, als es bitter kalt war und ich in meinem Schlafzimmer, unter lauter Molligeit das Höhlengefühl gefunden hatte, die Geborgenheit und das Wärmeblinzeln. Ich las — den „Uhu" und hatte mich intelligenz-insolvent erklärt. Da erzählte mir eine verzweifelte Vorsitzende, daß ich unbedingt am kommenden Freitag im Rundfunk einen Vortrag halten müsse, die Rednerin sei krank und Holland in Not. Das war an und für sich keine Tragödie. Aber — ich, ausgerechnet ich, sollte meinen Vortrag aufgeschrieben (!) einreichen. Ich, die auf dem Standpunkt steht, daß ein aufgeschriebener Vortrag schon keiner mehr ist, daß die Kraft der Rede nur improvisatorisch gewonnen werden kann, die sich hundertmal geärgert hat, wenn ein Redner mit der Nase in seinem Manuskript liegt und eine „Schreibe" von sich gibt. Ich protestierte; ich erlag; ich schloß einen Kompromiß. Gelockt hat mich dabei nur das Abenteuer: das Mikrophon.

Ich habe unzählige Male vor Menschen im weiten Saal gestanden und Blicke gefaßt und Gesichter angezogen, ich habe meine Stimme über erhobene Köpfe und geneigte Ohren gehen lassen und wußte in jedem Augenblick von der Bindung zwischen mir und den Hörern durch das lebendige Wort. Aber die halbe Stunde, in der ich vor dem Mikrophon saß, gab mir eine Sensation des Schaffens, die neu, fremd und unendlich lustvoll war.

Lautlosigkeit um mich. Ein Tisch, eine Lampe, eine Uhr, ein sehr bequemer Stuhl. Und mir gegenüber, am Rande des Tischchens, in Mundhöhe, das weiße kleine Viereck, das hunderttausendfache Ohr. Ich setzte mich, die liebenswürdige Sprecherin mit der schönen Stimme sagte mich an. Dann war ich allein, und der warme, kleine Raum umfing mich mit dem „Höhlengefühl", mit Behagen. Ich lehnte mich zurück, ich betrachtete mein Manuskript, ich sprach die ersten Sätze und — jetzt kommt's!! — ich sah über das Manuskript weg und nie mehr hinein. Ich hielt die Augen auf das weiße Ohr gerichtet und sprach zu ihm und freute mich an der eigenen Stimme, mit der ich spielte wie mit einem Wassergeriesel. Ich sprach zu den Unsichtbaren, an die ich nicht dachte, ich bog und flocht Gedanken ineinander, zu meiner eigenen, nur zu meiner eigenen Freude. Ich tanzte auf dem roten Faden des Themas, aber ich krampfte mich nicht daran. Es war wunderschön allein zu sein und mit Gedanken, Worten, Stimme und Stille zu spielen, zu spielen... Eine Weile. Dann dachte ich an diesen oder den anderen Kopfhörer, der von der Wand genommen worden war, und zwischen den Muscheln erschien mir ein liebes Gesicht, und da sprach ich zu dem lieben Gesicht, und spielte wieder mit der Stimme. Und ordnete die Minuten, die wegtropften, und bog mein Geflecht und hatte einen Schluß.

Neben mir knackten die Ausschaltungsknöpfe unter der Hand der Ansagerin; ich stand auf und lachte.

Und heute, heute habe ich nun auch die Geschichte von dem ungelesenen Manuskript und dem gehaltenen Vortrag eingestanden. Mea culpa — aber es tut mir nicht leid!

Dr. M. W.

O.Z. 13.3.1929

Elegie auf die letzte Zigarette.

Geliebte Vollschlanke, Weiße, Duftende, Abdullah du mit dem Rosenblatt! Einst wart ihr fünfundzwanzig. Eine ganze Schachtel voll künftiger Genüsse, Visionen behaglicher Sonntagmorgenstunden am Frühstückstisch, schlemmerhafter Nachmittage voll Einsamkeit und Büchern, zarter Abendstunden am Schreibtisch voll einer leisen Lyrik und spielender Selbstironie. Fünfundzwanzigmal ehrfurchtsvolles Neigen über diese Schachtel voll Orient und Heimlichkeit — Abdullah. Abdullah mit dem Rosenblatt.

Du wurdest in Chamonix gekauft, an dem Tag, als es wie mit Eimern goß, kein Berg zu sehen war, nur eine miese Menschheit mit verlebten Gesichtern, die am Fuß von Gletschern ihren Charleston und Blackbottom ebenso gelangweilt tanzte wie in Paris im Lido oder in Berlin im Haus Vaterland. Gott erbarme sich ihrer! Wir aber trabten tapfer durch den Regen, schworen ab allen mondänen Kurplätzen auf neunundneunzig Jahre und kehrten naß und glücklich heim ins einsame Gietroz, zwischen Gipfel und Wald und rauschendes Wasser. Einziger Gewinn des Tages jenseits der Grenze war, dank der schlechten französischen Valuta, die Schachtel Abdullah mit dem Rosenblatt.

Vierundzwanzigmal habe ich sie geöffnet. Vierundzwanzigmal habe ich die Vision vom Schlemmerparadies verwirklicht. Geplauder und Träume und Wünsche und heimliche Schmerzen habe ich mit dem wunderbaren Weihrauch in mein Zimmer hinein geraucht. Und jetzt — habe ich nur noch dich, Letzte! Vollschlanke, Weiße, Abdullah mit dem Rosenblatt!

Du müßtest ein unerhörtes Fest werden — Du müßtest das feinste, das potenzierte Glück deiner Schwestern mit dir bringen. Was fange ich mit dir an? Wann rauche ich dich? Ein Abend voll Besinnlichkeit, Hermann Hesse zur Begleitung? Ein Abend voll Frivolität mit kecken Versen eines Jungen, Unverschämten? Ein Nachmittag über einem Brief? Eine Morgenstunde nach festlichem Abend? Ich weiß nicht . . .

Doch. Jetzt weiß ich. Ueber einem zierlich gedeckten Tisch, zur frommen Wiederkehr derselben zarten Stunde, die mich jede Woche einmal glücklich macht, in das ruhige Gespräch zwischen uns Freunde, werde ich die schöne Zigarette aus dem Kästchen nehmen und sie verschenken. Du sollst sie für mich rauchen, bei mir, zum unerhörtesten Schlemmerdasein meiner Seele. Ich werde sie dir schenken . . .

Dr. M. W.

D. Z. 2. 2. 1929

Sursum Corda.

Kirchen.

[illegible] links im Chore, in einem erhöhten Stuhl, saß [illegible] Kardinal in seiner roten Pracht, und neben ihm [illegible] sich, zum Hochaltare hin, in Prunk und Festlich- [illegible] die Diener der triumphierenden Kirche. Gelbes [illegible] -enlicht floß reich durch den dämmernden Raum. [illegible] Weihrauch zog leichtes Gewölk durch die bunten [illegible] -streifen aus den alten Fenstern, Blumen waren [illegible] allen Altären, und die Stimme des Celebranten kam [illegible] und reich über die Knieenden, die dicht Gedräng- [illegible] im großen Schiff der Kathedrale von Notre Dame. [illegible] war Ostern.

Dies war Einheit. Der mächtige Dom, der über [illegible] alle hinauswuchs, weg von der Erde, weg von der [illegible] an die Schwere, war nicht so sehr Sinnbild [illegible] Knieenden ohne Stimme, für die ein einziger [illegible] sprach, für die ein einziger das Geheimnis in [illegible] Händen hielt. Die hier knieten, hatten willig [illegible] autoritativen Wissen außerhalb des Ichs jede [illegible] unterworfen: die hier die Kerzen und die Blumen [illegible] hatten, wollten ihren Gott nicht herabzwingen [illegible] Welt ihres Lebens. Er sollte in diesen himm- [illegible] Fernen bleiben, aus denen das Sonnenlicht sich [illegible] die bunten Fenster ihres Glaubens drängte, er [illegible] Zielpunkt sein, aber nicht Weg, er sollte sie tragen [illegible] den starken Flügeln der Kirche, die hier Ostern [illegible]

[illegible] Kathedrale stieg über uns hinaus. Ihr Bau ist [illegible] letzte Befreiung, ihr Schiff quillt nicht in [illegible] -tigen Strebepfeilern aufwärts, Fontänen von [illegible] wie die berückende Erdferne der Sainte Chapelle. [illegible] doch die Wändewucht der kämpfenden Kirche in [illegible] -lichen Bau. Sie ist groß, aber sie ist nicht weit. [illegible] Enge ist in den vielen kleinen Seitenkapellen. [illegible] -re-Seitenschiffe eingeteilt sind. Sie herbergt [illegible] Gläubigen; sie reißt sie nicht hin zu glühenden [illegible] In denen schon die Vermessenheit liegt, wie [illegible] zu wollen und das Gute und das Böse zu [illegible] Wer so die Räume überspringt, wie es die [illegible] Kölner Doms und die Gotik der Sainte Cha- [illegible] der ist nicht mehr weit davon, selbst die [illegible] für

das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist mein Patriotismus!"

Da stehen wir vor dem weißen Stein, wir mit dem ungelösten „Wenn", wir mit dem Wunsche dieses einen Kämpfers, daß die Menschen menschlich miteinander leben sollen, wir mit seinem Heimweh nach der pflichtwilligen Freiheit im Herzen, und vielleicht zum Irrtum bestimmt wie er. Ich lege die Veilchen auf den weißen Stein, mitten in die Sonne. Wir sind sehr still. ...

Napoleons Grab ist eine Wallfahrtsstätte. Ich gestehe, daß ich zweifelsüchtig und auf Widerspruch eingestellt zum Invalidendom fuhr, gefaßt, eine große Oper der Heldenverehrung und eine erbauliche Fremdenindustrie zu erleben. Es war der Ostersonntag. Die Rotunde lag in blauen Schatten; wenn wir uns umwandten, war die offene Türe goldene Fläche, denn der Platz draußen lag im Sonnenschein. Aber da war keine große Oper. Das war kein verlogenes Pathos, das dieses Grab schuf. Fast ohne Schmuck, wuchtig und würdig nur durch die Macht seiner Linien, spricht der dunkle Sarkophag aus der mächtigen Grufttiefe herauf. Der grau und blaue Steinboden trägt im einfachen Lorbeermotiv des napoleonischen Stils ein paar Namen, Schlachtennamen, Siegesnamen; ihnen gegenüber an dem Wandrund ein paar Fahnenbündel; Sachlichkeit; Ablehnung alles Allegorischen. Nur der Kreis spricht, die in sich geschlossene Form des Kreises, auf die das ganze Grabmal eingestellt ist. Dieses Kreisrund, dieses demütige Symbol des Ewigen und Unabänderlichen, rührt als ein großes Schicksal ans Herz, und der große Besiegte, der da zwischen den Namen und Fahnen seiner Erfolge liegt, war auch nur ein Wegebauer.

Das Grab ist eine Wallfahrtsstätte. Nicht für die Fremden. Junge französische Rekruten, vier oder fünf [illegible] -nen herein, das Käppi in den Händen, mit einfachen [illegible] -llen Knabengesichtern, und standen an dem marmornen [illegible] -eis und sahen hinunter auf den Sarg. Wieder das [illegible] -rke Gefühl dieses Landes für seine Geschichte, wieder [illegible] -ese Kraft, sich zu gegebener Zeit neue Formen zu [illegible] -wissen, kritisch zu sein und dabei den Glanz und die [illegible] -ülle großer Ueberlieferung tief zu verehren, ohne [illegible] -rüber in Sklaverei zu verfallen. Da stehen diese [illegible] -ungen Rekruten vor einem Grab der Heldenverehrung. [illegible] -nter dem Arc de Triomphe brennt die Flamme auf [illegible] -em Grab des Unbekannten Soldaten. An der Bahn- [illegible] -trecke von Bar le Duc und Epinay sehen die Gräber [illegible] -nders aus. Aber die drin liegen, sehen sich alle ähnlich.

Dies hat Napoleon einmal geschrieben: „Ich mußte die Welt mit Waffen besiegen, der nach mir kommt, wird sie zu überzeugen haben!" Der nach ihm kommt? Er läßt lange auf sich warten.

Dr. M. W.

C. Z. 5. 5. 1928

1. Feierabend

Feierabend

Unterhaltungsblatt
der „Offenbacher Zeitung"

Samstag, den 4. Dezember 1920

> In jedem Augenblick unseres Lebens müssen wir trachten, nicht das, was uns von den anderen trennt, sondern das, was wir mit ihnen Gemeinsames haben, herauszufinden. **Ruskin.**

Feierabend.

In dem Worte läuten Abendglocken, Stimmen des Stille-
werdens, die wir Menschen der Stadt längst vergessen haben.
Weil auch der echte Feierabend viel vergessen ist. Denn unsere
Augen sind hastig und fahrig geworden und unser Herz auch.
Wir feiern kaum noch das Abendfest jeden Tages.

Heb's wieder auf, das alte, liebe, krafterfüllte Wort, und
frage dich nach seiner Bedeutung, du hastender und gehetzter
Mitmensch! Abend der Feier heißt es; Feier meint Ruhe, ist
der Gegensatz zur Arbeit; Feier setzt aber auch die Arbeit
voraus. Wo wäre der Sinn eines Feiertages, wenn er nicht
zwischen Arbeitstage gestellt wäre, wo der Sinne eines Feier-
abends, wenn sein Tag nicht mit Leistung und Pflichttun er-
füllt gewesen war? Ruheabend ist der Feierabend. Aber Feier
will mehr sein als bloße Ruhe. Feier bedeutet nicht nur ein
Vergessen des Alltags, sie will den Alltag überwinden.
Darum hebt sie den Menschen über sich hinaus und steigert
sein Wissen mit festlichen Gedanken und festlichem Erleben.

Da verändert sich der Mensch. Der Tag drängte ihn vor-
wärts, trieb ihn von Pflicht zu Pflicht, von Leistung zu Lei-
stung. Nun ruht er aus, findet sich selbst, fühlt sich, spürt,
daß er da ist. Am Tage sah er nur, was zu seiner Arbeit
gehört; alles was er dachte, stand mit ihr im Zusammenhang;
wenn er seine Augen auf ein Ding wandte, geschah es zu
irgend einem Arbeitszweck. Jetzt feiert er ein anderes Wie-
dersehen mit der Welt: er sieht sich in ihr nach Freuden um.
So ist er im Innern und nach außen verändert, er ist er-
hoben, ist in jenem Zustand, den wir festlich, feierlich zu
nennen pflegen. Aber das wird keiner, der seine Arbeitsruhe
da sucht, wo Lärm das Lachen, Vergnügen die Freude er-
setzen soll. Zwar will auch echte Feier immer das Zusam-
mensein mit anderen Menschen. Einsamkeit verträgt keiner
auf die Dauer, ohne daß seine Festfreude Schaden leidet.
Und im Gespräch mit den Freunden erschließt sich uns neues
Wissen, neues Erkennen. Ein Gespräch ist schließlich auch das
L e s e n; hier hören wir mit dem Geiste, und der Kreis, den
wir reden hören, wird um ein Vielfaches erweitert; fremde
Meinungen, fremde Erfahrungen kommen zu uns und ver-
anlassen uns zur Auseinandersetzung mit ihnen, zu Ueberein-
stimmung oder Widerspruch. Und eben dadurch werden wir
veranlaßt, über unseren bisherigen Standpunkt hinauszu-
wachsen, klüger, besser, feinsinniger zu werden. Wir kommen
zum Feiern.

Aber nicht alle Dinge, die wir lesen, führen dahin. Für
viele Menschen ist die Zeitung das einzige Geistige, das sie
hören. Die aber ist unfestlich und muß es sein, denn sie ist
der Spiegel des Alltags. Anders ist es mit dem Buch. Aber
das ist nicht in so vielen Händen, als es sollte, und vor allem
das gute Buch ist es nicht. Nur nach der Zeitung greift jeder;
eben darum darf sie nicht immer nur Spiegel des Alltags
sein, sondern soll — an einem Tage der Woche wenigstens —
den „F e i e r a b e n d" bringen. Und weil die Zeitung allen
gemeinsam ist, so soll es auch der „Feierabend" sein und
j e d e m e t w a s z u r F r e u d e enthalten — dem Ernsten
und dem weniger Tiefen. Unser „Feierabend" bringt das
ernste Gespräch über Fragen, die uns bewegen und weckt den
Willen zur Auseinandersetzung. Er freut sich an der Plau-
derei über die schönen Dinge unserer Umwelt, über das Buch,
das Theater, die Kunst. Er erzählt auch was — lieb sind
ihm da alte feine Sachen, die man irgend wo gefunden hat
und sich freut, daß etwas Schönes nie alt wird — und die
neuen, die echt und gut sind. Er sucht auch die kleinen Bunt-
heiten des Alltags herauszufinden und im einerlei Grau noch
Farbe zu entdecken. Er spielt Rätselraten und Kopfzerbre-
chend und lächelt dabei selbst über seine Unnützlichkeit.
„Feierabend" ist allen gemeinsam. Und gerade die Zeitungs-
leser sind eine Gemeinschaft — eine Lesegemeinschaft! Einer
weiß viel, der andere wenig. Jeden aber soll der „Feierabend"
freuen, jedem etwas bringen, dem Oberflächlichen den Wunsch
nach größerer Tiefe und dem Vertieften die Geduld mit dem
langsamer aufstrebenden anderen.

Wenn die Straßen ganz still geworden sind und die Fen-
ster hell, wenn draußen der Frost oder der Regen die Men-
schen verscheucht, wenn in den abendlichen Stuben der Feier-
abend eingezogen ist, den Tisch gedeckt hat und die Lampe
angezündet — dann soll auch unser „Feierabend" dabei sein
und die Offenbacher sollen ihn freundlich willkommen heißen!

Dr. M. W.

Mit zwei „Füßen".

Der Sommer 1919 war nicht fröhlich. In den Tälern
troch der Unmut, brütete der Gram. Kein Wunder, daß die
Menschen, wenn die Stadtfron sie auf einen Tag entließ, in
Scharen auf die Berge flüchteten.

An einem Sonntag bin ich mitgeflüchtet. Das Ziel war
Deutschlands höchster Berg, die Zugspitze. Eine Massen-
wanderung im Tal mag hingehen. Die Berge aber wählen.
Gut die Hälfte blieb in der engen Partnachklamm schon
stecken. Ein weiteres Viertel tat, als sei der Raintalhof von
Anbeginn ihr Ziel gewesen. Vom letzten Viertel fiel die
Hälfte an der Knorrhütte ab. Ein Achtelrest ist noch kein
übler Durchschnitt, wenn's das Höchste gilt.

Schon vom Bahnhof weg gab's ein Getuschel unter
Schnattergänsen: „Hihi, der Mensch dort vorne, wie der
komisch geht, hihi."

Hinter der Klamm meinte ein Eisbepickelter, den Po-
madenschädel wiegend: „Sollt mich wundern, wenn der
Mensch mit seinem steifen Gang noch einen Kilometer aus-
hält — was meint Ihr, Führer?"

Der zweite Führer, der im Krieg gewesen war, sagte
langsam: „Als ob's auf die Füß ankäm."

„Hier sollte eine Warnungstafel steht," spottele ein
G'schneckelter: „Für Leute mit blödem Gangwerk ist der
Aufstieg untersagt."

Der zweite Führer, der im Krieg war, sagte langsam:
„Als ob's überhaupt auf die Füß ankäm."

„Hähä, guter Witz", lachte einer aus Hamburg auf,
„dann steigt man hierzulande wohl mit Händen auf die
Berge, was?"

„Nein, mit dem Kopf — die Füß' tun, was der Kopf
will — die stärksten Füß' mit einem schwachen Kopf sind

…ichswirtschaft

…wirtschaftsrats am
… die Tagesordnung
…astwirte, Einspruch
…r Hotels.
…Müller berichtete
…chusses für Ernäh-
… Ausschuß hat die
…t gebilligt. Auf-
…ür Getreide, Milch
…1. Der Ausschuß
…rwirtschaft für ge-

… die Landwirtschaft
… ihre Produktions-
…en den gesteigerten
…n. Wenn unser
…en wird, dann geht
… Das beste Mittel
…ng der Produktion.
…treidestelle erklärte,
… den Erwartungen
…ng sei bedeutend
…swillige Zurückhal-
…tteln eingeschritten

…erklärt, die Regie-
…uf Maßnahmen be-
…ind. Es wäre eine
…getreide statt aus-
…ie Millionen oder
…r Düngemittel sind
…bung der nächsten
…lande. Die nächste
…nte, die wir
…können. Wir müs-
… Mark heben, wenn

…r. Scholz teilte
…lichen Frist die In-
… Zwangsanleihe zu

…esfrage.

…sparen?

…ber, abends 7 Uhr,
… Lichtbildervortrag
…ertige Brennstoffe
…e Frankfurt a. M.
…on der Kohlenwirt-
…ird über die Um-
… Kesselanlagen
… der Praxis bereits
…erung minderwer-
…rt gesammelten Er-
…ortrag soll sich eine
…eranstaltung ist an-
…ßen Knappheit an
… alle industriellen
… Wichtigkeit. Für
…nen neben den Be-
… auch Ingenieure,
… Heizer in Betracht
…rade Inhaber mit
…triebe den Vortrag

… Vortrag sei darauf
…er letzten Mainzer
… Fabrikantenvereins
… Heizungstechnik be-
… In Mainz hat
…kursen den An-
… Gramberg von den
…n Vortrag über die
…g der Wärme-
…e wichtigeren Mittel
…bessere Ausnutzung

dustrie erzeugten Wärmemengen gewähren. Als solche bezeichnete er insbesondere die Verwendung geeigneter Kesseltypen (Wasserröhrenkessel), die mechanische Kohlenzuführung, den Einbau von Wendevorsten zwecks Ersparung von Heizpersonal, genaue Kontrolle der Wärmemengen, die nicht zu Nutzzwecken bestimmt sind, die Isolierung der Rohrleitungen zur Vermeidung von Wärmeverlusten, Ausnutzung des Kondenswassers zu Wasch- und anderen Zwecken, die Zusammenlegung von Betrieben mit Wärme- und Kraftbedarf zu sogenannten Heizkraftbetrieben, die vorherige genaue Messung der zuzuführenden Kohlen und des Wassers, die Ueberwachung der abziehenden Rauchgase, schließlich die Unterrichtung des Heizpersonals durch Lehrkurse und die Errichtung von Wärmestellen, die eine planmäßige Verbesserung der Wärmewirtschaft in den einzelnen Betrieben sich zur Aufgabe gemacht haben. Herr Krömmelbein machte bei der Aussprache die Mitteilung, daß bei dem Wassergasschweißwerk in Worms die Verlegung der 48stündigen Arbeitszeit auf 5 Tage statt bisher 6 Tage und die Einführung von Wasservorwärmern eine wesentliche Kohlenersparnis ermöglicht haben.

Sport-Nachrichten.

Fußball. Die Spiele im Südmaingebiet verliefen gestern programmäßig. Eine Ueberraschung bedeutet höchstens der glatte 5:0 Sieg des Offenbacher Fußball-Vereins über die Sprendlinger. Alle Achtung vor dem Erfolg! Die Offenbacher Kickers hatten gegen Germania Bieber ziemliche Mühe, um zu siegen. Sie gewannen nach nicht gerade hervorragendem Stürmerspiele mit 3:1. Mit demselben Ergebnis schickten die Bürgeler die ersatzgeschwächte Mannschaft des Fußballvereins Isenburg nach Hause. V. f. R. Offenbach, von großem Pech verfolgt, mußte sich der jungen Elf von Union Niederrad auf eigenem Platze mit 4:2 beugen, nachdem es am Anfang schon 2:0 für die Offenbacher gestanden hatte. Heusenstamms ungeheure 9:1 Niederlage, die ihnen von Viktoria Neu-Isenburg zugefügt wurde, überrascht den Kenner nicht sonderlich. Die Mannschaft ist nach Disqualifizierung zweier Spieler vollständig geschwächt und demoralisiert. Die Ergebnisse des Nordmainkreises sind: Eintracht—Seckbach 2:1, V. f. R. Frankfurt—Sportfreunde 1:0, Rückingen—Fußballsportverein 1:0, Viktoria Aschaffenburg — Helvetia Bockenheim 2:1.

In Saarbrücken siegten unsere süddeutschen Repräsentativen, die vornehmlich aus den Vereinen des besetzten Gebietes zusammengestellt waren, mit dem hohen Resultat von 7:0 über die Westdeutschen.

Auch in den Offenbacher Rudervereinen hatte man sich schon seit einiger Zeit entschlossen, für das Wintertraining Rasenspiel-Abteilungen zusammenzustellen. Ein Freundschaftstreffen zwischen der Fußballmannschaft der hiesigen Undine und der des Offenbacher Rudervereins endigte gestern nach wechselvollem Spiel mit 4:4.

mb.

Frankfurter Neues Theater

Das Weihnachtsmärchen.

Liebe Offenbacher Kinder! Erst muß ich aber genau so fragen, wie am Samstag der Onkel Rob. Grüning: „Wart ihr denn auch alle ganz, ganz artig?“ und wenn ihr ja sagen könnt, dann will ich euch raten, daß ihr die Mutter und den Vater recht schön bittet, damit ihr mal ins Neue Theater ins Weihnachtsmächen dürft. Ja so, ihr wißt ja gar nicht, wer der Onkel Robert ist: Der macht den Ansager, das ist so eine Art dummer August, aber ein bißchen ernster, der sich vor jedem Akt mit den Kindern …

denen man am Text ganz genau merkt, was für eine Melodie dazu gehört, und über den man ganz furchtbar lachen kann. Und der zeigt euch zuerst den Deckel von dem großen Märchenbuch, auf dem „Dornröschen“ steht und das Brückner geschrieben hat; ein wundervolles Märchenbuch mit einem bildschönen grünen Vorsatzpapier voll stilisierter Rosen. Und dann werden alle Märchengestalten lebendig. So was Süßes wie das rosane Märchenprinzeßchen (Dora Tillmann) gibt's gar nicht mehr. Das tollt und schwatzt und singt auf der Bühne herum, daß man immer nur „Wie süß! wie goldig!“ sagen kann. Und die Königin (Antonie Siener) und der König (Joseph Randner), die können einem mit ihren vielen Sorgen wahrhaftig leid tun; und auf die böse Fee (Maida Hilfer), die so abscheulich lacht, kriegt man eine richtige Wut; aber kaput lachen muß man sich über die drei aus der Küche: der dicke furchtbar komische Koch (Arthur Mainzer), der immer alles vergißt, der lange Lulatsch von Küchenjunge (Peter Stanchina), der schrecklich frech ist und die dumme Heultrine (Erna Heicke), die eine unglaublich verrückte Nase und einen „Zwerwel“ als Frisur hat und immer „ui jeh“ sagt. Und auch der Prinz ist da, ein wunderschöner Prinz (Ulrich Bettac), von dem zwar ein kleines Menschlein im Parkett steif nud fest und genügend laut behauptete, es sei der Onkel Ulli — aber wir wissen's besser: es ist der Prinz und er heiratet sein liebliches Dornröschen. — Ja, so sieht das lebendige Märchenbuch aus. Viel schöner, wie die alten Weihnachtsmärchen mit dem unkindlichen Ballett- und Verwandlungstrara. Schlicht in Bild und Handlung, vielfarbig, lustig, unterhaltend, ohne abzulenken — der Onkel Otto Walburg hat das als Spielleiter sehr, sehr schön gemacht, und hoffentlich belohnt das Christkind die Onkeln und Tanten vom Neuen Theater für die große Freude, die sie den Kindern gemacht haben und auch Eurer

Tante M. W.

Stimmen aus dem Publikum.

Bilder aus der Beamtennot.

Es liegen uns eine Anzahl Zuschriften zur Lage vor, aus denen wir folgendes entnehmen:

Wir Beamten leiden die bitterste Not. Leider ist die breite Masse der Bevölkerung noch immer stark gegen die Beamtenschaft eingenommen. Zu Unrecht; denn die Beamtenschaft tut ihre Pflicht wie jeder andere Arbeiter auch. Es versteht sich ohne weiteres, daß kinderreiche Familien bei den heutigen Gehaltssätzen im Elend verkommen. Aber es gibt auch kinderlose Familien, die nach Abzug aller Steuern ein monatliches Einkommen von sage und schreibe 750 Mark haben. Große Beamtenfamilien mit 4—7 Kindern erhalten monatlich 1000 Mark. Da wird man verstehen, daß viele Kollegen noch nicht einmal die Mittel haben, um ihren Kindern Schuhe kaufen zu können. Oft trägt der Vater kaum mehr ein Hemd am Leibe. Trotz größter Sparsamkeit reicht das Einkommen nicht aus, sich die allernotwendigsten Lebensmittel zu beschaffen. Es kommt sogar vor, daß man tagelang keine Kartoffeln, ja noch nicht einmal ein Stückchen Brot zu essen hat. Vom „täglichen Brot“, wie es im „Vater unser“ heißt, darf man schon gar nimmer sprechen. So sieht es im deutschen Beamtenstande aus. Man sollte ernsthaft einmal eine Armutsstatistik aufmachen. Durch die leidige Vorschußwirtschaft ist das Gehalt vom Dezember im November mit draufgegangen. Nimmt man es da der Beamtenschaft noch übel, wenn sie ihre Forderungen durch Streikdrohungen unterstützt? Mit welchen Mitteln sollen denn die Beamten sonst ihre Forderungen erkämpfen? Wir kämpfen nicht gegen Reich und Volk, sondern für das Volk mit der Parole: „Hinweg mit dem papiernen Abbau!“ Wir fordern Abbau der Lebensmittel und der lebenswichtigen Bedarfsartikel durch die Tat. Dann erst wird die Not des Volkes und der Beamtenschaft gemildert werden.

L. Hildenbrand.

Seit April d. Js. befassen sich Regierung, Reichstag und Landesversammlungen mit Reformen der … in dieser Weise weiter …

reformiert …
mehr Fern…
amtenstand …
hat. Das G…
spielsweise …
zuschlag und…
Diese drei …
den meisten …
1000 Mark …
mit 13 Dien…
nach Abzug …
ben ihm noc…
Der Bewe…
der Gehalts…
wäre. Alle …
waltungen, …
reibungslos …
Teuerungsz…
aller inzwi…
bewegungen …
amtenschaft …
Das Ver…
Eine ung…
sich der ges…
Tausende …
tern die Ca…
sionen in e…
von Aktionä…
dividenden …
setze die Wu…
Brot, damit …
Zeit verspür…
senlosigkeit …
dauern, ehe …
Vermögensk…
verhängt?
Bleibt di…
ten Notschre…
die Folgen …
Der Oeff…
und Ohren …
euch gegen …
Unersättliche…
seien, künstl…
tiefes Erba…
Stunde der …
schaft zu …
keiner Kraft …
handelt sich …
eines aufge…
Standes, de…
kann, was e…
Rettungsmö…
den kann, u…
hungern zu …
Mögen d…
daß die Oeff…
amtenfragen …
der Mühe u…
des öfteren …
Hand dieser …

Apotheker H…
Drogerie Col…

Wir ma…
darauf auf…
bei

Uebern…
Di…

keine Ver…
daher geb…
Fällen, du…

Die Welt ist nicht übermalt und künstlich verziert, sondern schön von Anfang an. Emerson.

Der zerbrochene Regenschirm.

Ein Regenschirm ist an sich — soweit überhaupt von dem Ding an sich die Rede ist! — ist ein prosaisches Möbel. Er gewinnt auch nichts an Poesie dadurch, daß er im Studentendeutsch den wunderschönen Namen „Musspritze“ führt. Der Regenschirm ist das Abzeichen des Philisters, das Symbolum vergeßlicher Professoren und beängstigender Tanten, die man von der Bahn abholt. Er kommt in keiner Aesthetik vor und wird erst interessant, wenn man ihn stehen gelassen hat.

Ein zerbrochener Regenschirm hat nun nicht einmal den Wert eines Sinnbildes, so da gebrochene Säulen und Herzen haben. Ein zerbrochener Regenschirm ist überhaupt nichts mehr nütz. Und dennoch, dennoch! (Der Leser beachte die Feierlichkeit!) Einem Regenschirm ist es gelungen literarisch zu werden; er hat erreicht, was alle Backfische ersehnen und der Frühling alljährlich gänzlich schutzlos über sich ergehen lassen muß: er ist angedichtet worden.

An—ge—dichtet! Er hatte das Glück, einem blonden Jungen zu gehören, der ihn nie mitnahm. Er stand in der Ecke einer kleinen Studentenbude einer kleinen Universitätsstadt und langweilte sich. Bis er eines Tages anders wurde. Bis er zu Anfang des Wintersemesters jeden Abend mitdurfte und über einem kleinen lustigen Mädchen schwebte und noch öfters zur Seite wackelte und einmal in den Schmutz fiel und von Handschuhnummer 6 abgeputzt wurde .... Und bis sein seliges, wahrhaftig seliges Ende und er damit in die sozusagen Literatur kam. Denn dies sind die Verse, die dieses einzigartige Möbelstück besungen und — armer kolleggelderzahlender Vater! — in einem Kollegheft über vergleichende Anatomie auf blauem Papier gefunden wurden:

Ode trochaica.

Freundlich Dach, das mich in schlimmen Tagen
Treulich gegen Wind und Regen barg,
Ach, nun muß ich dich zum Flicken tragen,
Denn der Sturm zerzauste dich zu arg!

Doch du trägst des Kriegers Ehrenwunde,
Denn du trotztest Sturm und Regenguß —
Unter dir in einer sel'gen Stunde
Tauschte Liebe zärtlich Wort und Kuß — —

Welcher Gott darob in Zorn entbrannte
Weiß ich nicht — es half kein Stoßgebet:
Irgend 'ne olympische Gouvernante
Hat dich strafend einfach umgedreht.

Ode jambica.

Der Regenschirm antwortet:

Wo denkst du hin, o Menschenkind —
Das hatte andre Gründe!
Denn Menschen, die glückselig sind,
Begehen keine Sünde.

Doch leichtlich schläft die Tugend ein,
Die wir am höchsten ehren:
Der nur wird lebenstüchtig sein,
Der lachend kann entbehren.

Der nicht am Ding und Stoffe klebt,
Dem Geld nur eitel Klingen,
Der heiß und hell die Tage lebt,
Auch wenn sie Mühsal bringen.

Nun schau, dir geht's schon lang zu gut —
Darum bin ich zerbrochen!
Doch deinem frischen Lebensmut
Sei dieses Wort gesprochen:

Laß fahren, was in Fetzen geht!
Laß Wind und Wetter fegen!
Und wenn 's nun mal nicht anders geht —
Dann küßt du sie im Regen!

— — hier schweigt der Chronist. Dr. M. W.

Alleinreisende Mädchen.

…ein Eisenbahnabteil, das nicht das bekannte Pla…
…an der Wand trägt, den guten, papiernen Berater
…reisender Mädchen; und kaum eine Zeitungsaus…
…in der nicht immer wieder die Nachrichten ständen,
…gerade die alleinreisende Frau Schwindlern, Be…
…ern und Schlimmeren in die Hände fielen.
…as bekannte Plakat warnt davor, daß Frauen und
…chen vertrauensselig fremden Personen ihre per…
…lichen Angelegenheiten, Pläne, Geheimnisse, ihr Ge…
…ja sogar ihre Person anvertrauen und weist auf
…Bahnhofsmissionen der katholischen, evangelischen
…jüdischen Frauenvereine hin. Da es aber eine ge…
…Sorte von Menschen gibt, die nicht alle werden, so
…mt die hochverdienstliche Arbeit dieser Bahnhofs…
…ionen nur einer verhältnismäßig geringen Zahl
…alleinreisenden Frauen und Mädchen zugut, und
…ens wieder solchen, die allein schon Entschlossenheit
…Ueberlegung genug haben, sich in Not- oder Zwei…
…fällen an die Damen der Missionen oder an die
…amten der Bahnhöfe zu wenden. An sie wird sich
…Schwindler auch selten heranmachen. Der sucht sich
…Opfer bei anderen Arten von weiblichen Reisen…
…bei der Dummen, der Leichtsinnigen, der Schwatz…
…en, der Aufgeregten.

…Die Dummen beschwatzt der Betrüger mit allen
…lichen Glücksaussichten. Er nimmt ihr die Barschaft
…um sie „günstig anzulegen", er läßt sich „Provision"
…len, um ihr eine gute Stelle zu verschaffen, er

…Vgl. den Aufsatz von [illegible] in der letzten
…„Für die Frau"

weiß eine gute Wohnung oder Nachtquartier für sie bei guten Bekannten, und das Ende vom Lied ist, daß sie ihres Geldes und Gepäcks beraubt allein in einer fremden Stadt steht, oder dem schlimmsten Los verfällt: von einem Mädchenhändler verschleppt zu sein. Aus den Händen eines solchen Verbrechers zu entkommen, dazu gehört mehr Intelligenz, als so ein Mädel aufbringt, und diese Sorte, die in ihrer gefährlichsten Form als gutmütige Dame auftritt, ist mit allen Wassern gewaschen.

Die Leichtsinnige ist nur von Männern zu fangen. Ein paar Komplimente, eine Einladung ins Kaffee und das dumme Mädel ist geliefert. Auch die Schwatzhafte hat schnell ausgeplaudert, was sie an Geld und Geldeswert bei sich hat und wo sie's hat, und sie ist rasch bereit, ihr Gepäck dem gutmütigen, netten, aufmerksamen Reisebegleiter anzuvertrauen — auf Nimmerwiedersehen.

Das allerleichteste Spiel haben Taschen- und Gepäckdiebe bei der Aufgeregten. Wie blind drängt sie zum Fahrkartenschalter, rennt am Zug entlang, vertraut sich fremden Reisenden an im Zustand einer allgemeinen Psychose. Kommt sie noch mit Gepäck und Geld ins Abteil, so kann sie sicher sein, daß ein tüchtiger Dieb oder Betrüger darin ihr Reisegefährte ist und bei passender Gelegenheit mit ihrem Hab und Gut davongeht.

In der Reisezeit blüht das üble Geschäft der Eisenbahndiebe, der Schwindler und Mädchenhändler. Immer wieder muß man deshalb alleinreisende Frauen warnen und ihnen einschärfen: Selbst denken, selbst handeln. Das Reisen erfordert nicht mehr Umsicht als Beruf und Haushalt — im Gegenteil, es ist, mit ein bißchen Verstand betrieben, bequemer und einfacher. Fremde Personen gehen uns auf Bahnhöfen und in Eisenbahnzügen ebensowenig an, wie in der Trambahn und auf der Straße unserer Vaterstadt. Die gebräuchliche, kühle, selbstverständliche Höflichkeit des gut erzogenen Menschen genügt für den Verkehr und sie hält wunderbar fern. Liebenswürdig gegen alle, aber drei Schritte vom Leib.

Dr. M. W.

O.Z. 28.5.1924

Der Dachgarten.

Sehr grau ist der Himmel heute vor meinem Fenster. Aus niederen Schornsteinen wölkt bräunlich der Rauch auf, und das Stückchen Weite ist von Drähten und scharfer Mauerlinie zerschnitten. Was wissen wir Menschen der Stadt jetzt von seidigem Blau und trunkenem Rot und flackerndem Gelb über dem herbstlichen Boden?

Wo die Häuser eng aneinandergedrängt sind, ist kein Raum für weite Gärten. Blattpflanzen und Blumen müssen von der Erde wegwandern, mit dem Fensterbrett zufrieden sein, wenn nicht — ja, eben dies „wenn" seine Pfleger glücklich macht: ein Dachgarten. Hoch über den Häusern verwandeln Mut und Lust und Liebe ein ehemaliges Wellblechdach oder alte Steinfliesen in ein Stückchen Garten. Wunsch nach der grünen Freiheit trägt die Erdkrumen und die einfassenden Steine hinauf, mühsam, geduldig, unermüdet. Und eines Tages ist das Gärtchen da, auf das man durch ein Fenster tritt, und man sitzt über den Dächern zwischen Hortensienbüschen und Oleander, hinter Geraniensäumen und nickenden Fuchsien. Man sieht über die Stadt. Man ist hoch genug, daß der Straßenlärm uns nicht mehr berührt, hoch genug, um eine unzerstückelte Himmelsfläche zu schauen.

Ich habe von Dachgärten nichts gewußt, so oft ich auch von ihnen gehört habe. Bis ich eines sonnigen Septembertages über klingende Eisenstufen zu einem hinauf stieg. Mitten in die Fremde hinein. Von unten her schrieen Autohupen, von irgendwo Maschinentakt. Aber da oben standen, in pfleglichen Glaskasten, im starken Licht, Köpfchen an Kopf, die wunderlichen Kakteen, seltene Wesen, Sonderlinge unter den Pflanzen, Freunde nur der Phantasiegesegneten und derer, die ihre Lust am Bizarren erschnuppern. Kakteen, hoch über dem Steinpflaster, mitten zwischen den Dächern, Märchenkinder aus dunklen, fremden Geschichten . . .

Ich kann mir gut denken, daß einen die lärmende Welt nichts mehr angeht, solange man mit behutsamen Händen die Fremdlinge pflegt und mit ehrfürchtigen Augen die Geheimnisse ihres Wachstums enthüllt.

Dr. M. W.

O. Z. 26. 9. 1927

Start für Paris.

Ansage.

Ich weiß es ganz von alleine: vom Simplizius Simplizissimus bis zu Heinrich Heine, bis zu Thomas Mann und bis zu Iwan Goll ist in deutscher Sprache alles bekannt worden, was Paris ist, bedeutet, erfüllt, versagt, wie Paris hinreißt, wie man diese Stadt liebt oder um sie [illegible]ert. Ich weiß aber auch: ob es hundertmal ge- [illegible]lieben und hunderttausendmal gelesen wurde, es wird immer wieder vergessen. Wir Zeitungsschreiber sind in unseren Tagen glücklicher daran, als die Bedauernswerten mit dem großen Glauben, daß man auf ihre Niederschriften als auf die große Wahrheit, auf das Einmalige und Unvergängliche gewartet hat. Bücher? Großer Gott, wer liest noch Bücher?! Höchstens wir, deren Beruf das Lesen und das Schreiben ist. Aber sonst? Zeitung, Zeitschrift — die ihren Namen und ihr Wesen von der Zeit haben und ihre Geltung nur auf Zeit, für einen Tag, für eine Viertelstunde —, die haben ihr Recht aufs Wort in einer Zeit der Leistung. Es liegt an uns, daß wir dabei bescheiden bleiben.

Ich schreibe dies, während der Zug, der heute morgen von der Gare de l'est in Paris abging, sich rasch der deutschen Grenze wieder nähert. Ich gebe mir das Recht des Feuilletons, über ein paar Apriltage in Paris zu schreiben. Ja, ich weiß: Grimmelshausen zuerst und zuletzt der Erlauchteste in zeitgenössischer deutscher Sprache: Thomas Mann. Aber dies hier ist „Feuilleton", ein Blättchen und noch eins, ein Spiel mit Eindrücken, ein kleines Festsouper mit Erinnerungen. Für wen? Bestimmt nicht für großes Publikum. Das hab' ich nicht. Zu allererst einmal: für mich selbst; und dann: für die drei lieben heiteren Menschen, die meine Feierkameraden waren, Kurt, Sophie und der [illegible]tor; und dann: für die vielen Liebevollen, die Freunde, die mich mit ihren Gedanken an jedem Tag und jeder Stunde froh begleitet haben, glücklich über mein Glück. Und zuletzt: für alle, die sich in nun fast acht Jahren daran gewöhnt haben, daß sie mich lesen. Wer's also will, mag's sich hier nehmen: ich versuche zurückzuschenken, was mir Paris in ein paar Apriltagen gab. Ich bin dankbar. Weiter nichts.

Vorgeschichte.

Paris und ich, das hat seine Vorgeschichte. In den letzten zwei Jahren ist mir von allen möglichen Menschen immer wieder der kategorische Imperativ gesetzt worden: „Aber Sie müssen nach Paris!" Und so nach und nach habe ich mir das angecouét. Ich mußte nach Paris. Wenn man verpflichtet ist, anderen Leuten jede Woche etwas Unterhaltsames zu sagen, und dafür seinen Macherlohn kriegt, kommt immer wieder der Augenblick, wo man erschöpft einsieht, daß man leer läuft. Die Reservoire müssen aufgefüllt werden. Ich mußte nach Paris. Nicht aus Bildungstrieb. Gott bewahre mich vor der Bildung; die ist für Cook und Pensionsmütter, bestenfalls für Erziehungsbeflissene. Ich mußte hin, weil Menschen, die mir wert sind, einen ganz besonderen Gesichtsausdruck bekamen, wenn sie „Paris" sagten. Der Subtilste und der unbekümmert Zufahrende, der verletzlich Kostbare und der frech Genießende. Da war ein Zauber, den ich nicht begriff. Ich wollte ihn begreifen.

Wir fuhren am 6. April; Kurt und ich. Sophie und der Doktor waren schon drei Tage dort und frischten Pariser Wissen und Freuden wieder auf. Doppelter Vorteil; ich selbst war der einzige Neuling und darum von drei Seiten mit Paris zu beschenken. Die kategorischen Imperative häuften sich. Ich habe neun Zehntel nicht befolgt. Denn jede Reise hängt von uns selbst ganz allein ab. (Sogar mit dem Wetter; denn es hat, trotz aller Unkereien, nur an zwei Abenden geregnet!) Bestimmt aber: mit der Bereicherung, der Kraft, Eindrücke aufzunehmen, rasch, unermüdlich, in der Fülle, sie ungeordnet und unverbraucht zu bewahren, bis sie sich selbst organisch umgeformt haben, sich geordnet darstellen, nicht mehr Erlebnis, von außen her aus uns gelöstes Leben sind, sondern Wesensergebnis.

Wir fuhren am 6. April. In den schlechten französischen Coupés, die auch in der zweiten Klasse acht Sitze haben. Im Zug lauter Osterreisende, eine deutsche Invasion nach Paris.

Die Fahrt ist reizlos, sobald der Rhein und der Hunsrück hinter einem liegen; Saarbrücken trostlos. Erst am Nachmittag, als der Zug in die Champagne fuhr, kam Glanz und Schönheit. Weite, grüne Felder, Gärten in Obstblüte, Sonnenherrlichkeit und Frauen mit kleinen Kindern, wie sie auf grüner Wiese im Goldlicht saßen, sommerlich schon und von einer milden Ruhe. Aber diese Ruhe kam nicht bis zu mir. Geschüttelt von einer Angst, die ich fast vergessen hatte, vereist von Grauen erfuhr ich an dieser Bahnstrecke Namen um Namen: Pont à Mousson, Bar le Duc, Epinay — vor zehn Jahren Schlammwüsten und Blutbrunnen, vor zehn Jahren zerrissenes und zertretenes Land, voll mit zerrissenen und zertretenen Leibern von Geliebten. Breit ziehen sich Friedhöfe zwischen weißen Mauern. Höfe des Friedens. „What a crazy thing to prepare a new war —" hat vorhin die kleine hübsche Amerikanerin hinter dem Bahnhof von Bar le Duc gesagt. Eine wahnsinnige Sache, einen neuen Krieg vorzubereiten . . . Zehn Jahre, und da draußen sitzen Frauen mit ihren Säuglingen im Schoß, sitzen voll milder Ruhe in der Frühlingssonne, und alles Land in Blüten und ein blauer Himmelsraum sind österlich.

Der Abend kam. Der Vorhang schloß sich über dem französischen Land. Ich war müde. Müde von dieser Qual. Ich lehnte unter dem einhüllenden Mitwissen des ruhigen Freundes in den Wagenkissen, hatte die Augen zu, fast bis Paris. Die Gare de l'est ist eine Baracke. Die Fahrt zum Hotel war eindruckslos.

Eine Stunde später schlief ich. So unfeierlich war mein Einzug ins Langerwünschte. Dr. M. W.

OZ 21.4.1928 S.15

Start für Paris.

Ansage.

Ich weiß es ganz von alleine: vom Simplizius Simplizissimus bis zu Heinrich Heine, bis zu Thomas Mann und bis zu Iwan Goll ist in deutscher Sprache alles bekannt worden, was Paris ist, bedeutet, erfüllt, versagt, wie Paris hinreißt, wie man diese Stadt liebt oder um sie trauert. Ich weiß aber auch: ob es hundertmal geschrieben und hunderttausendmal gelesen wurde, es wird immer wieder vergessen. Wir Zeitungsschreiber sind in unseren Tagen glücklicher daran, als die Bedauernswerten mit dem großen Glauben, daß man auf ihre Niederschriften als auf die große Wahrheit, auf das Einmalige und Unvergängliche gewartet hat. Bücher? Großer Gott, wer liest noch Bücher?! Höchstens wir, deren Beruf das Lesen und das Schreiben ist. Aber sonst? Zeitung, Zeitschrift — die ihren Namen und ihr Wesen von der Zeit haben und ihre Geltung nur auf Zeit, für einen Tag, für eine Viertelstunde —, die haben ihr Recht aufs Wort in einer Zeit der Leistung. Es liegt an uns, daß wir dabei bescheiden bleiben.

Ich schreibe dies, während der Zug, der heute morgen von der Gare de l'Est in Paris abging, sich rasch der deutschen Grenze wieder nähert. Ich gebe mir das Recht des Feuilletons, über ein paar Apriltage in Paris zu schreiben. Ja, ich weiß: Grimmelshausen zuerst und zuletzt der Erlauchteste in zeitgenössischer deutscher Sprache: Thomas Mann. Aber dies hier ist „Feuilleton", ein Blättchen und noch eins, ein Spiel mit Eindrücken, ein kleines Festsouper mit Erinnerungen. Für wen? Bestimmt nicht für großes Publikum. Das hab' ich nicht. Zu allererst einmal: für mich selbst; und dann: für die drei lieben, heiteren Menschen, die meine Feierkameraden waren, Kurt, Sophie und der Doktor; und dann: für die vielen Liebevollen, die Freunde, die mich mit ihren Gedanken an jedem Tag und jeder Stunde froh begleitet haben, glücklich über mein Glück. Und zuletzt: für alle, die sich in nun fast acht Jahren daran gewöhnt haben, daß sie mich lesen. Wer's also will, mag's sich hier nehmen: ich versuche zurückzuschenken, was mir Paris in ein paar Apriltagen ... Ich bin dankbar. Weiter n...

Vorgeschichte.

Paris und ich, das hat seine Vorgeschichte. In den letzten zwei Jahren ist mir von allen möglichen Menschen immer wieder der kategorische Imperativ gesetzt worden: „Aber Sie müssen nach Paris!" Und so nach und nach habe ich mir das angewöhnt. Ich mußte nach Paris. Wenn man verpflichtet ist, anderen Leuten jede Woche etwas Unterhaltsames zu sagen, und dafür seinen Macherlohn kriegt, kommt immer wieder der Augenblick, wo man erschöpft einsieht, daß man leer läuft. Die Reservoire müssen aufgefüllt werden. Ich mußte nach Paris. Nicht aus Bildungstrieb. Gott bewahre mich vor der Bildung: die ist für Cook und Pensionsmütter, bestenfalls für Erziehungsbeflissene. Ich mußte hin, weil Menschen, die mir wert sind, einen ganz besonderen Gesichtsausdruck bekamen, wenn sie „Paris" sagten. Der Subtilste und der unbekümmert Zufahrende, der verlegtlich Kostbare und der frech Genießende. Da war ein Zauber, den ich nicht begriff. Ich wollte ihn begreifen.

Wir fuhren am 6. April: Kurt und ich. Sophie und der Doktor waren schon drei Tage dort und frischten Pariser Wissen und Freuden wieder auf. Doppelter Vorteil: ich selbst war der einzige Neuling und darum von drei Seiten mit Paris zu beschenken. Die kategorischen Imperative häuften sich. Ich habe neun Zehntel nicht befolgt. Denn jede Reise hängt von uns selbst ganz allein ab. (Sogar mit dem Wetter; denn es hat, trotz aller Unkereien, nur an zwei Abenden geregnet!) Bestimmt aber: mit der Bereicherung, der Kraft, Eindrücke aufzunehmen, rasch, unermüdlich, in der Fülle, sie ungeordnet und unverbraucht zu bewahren, bis sie sich selbst organisch umgeformt haben, sich geordnet darstellen, nicht mehr Erlebnis, von außen her aus uns gelöstes Leben sind, sondern Wesensergebnis.

Wir fuhren am 6. April. In den schlechten französischen Coupés, die auch in der zweiten Klasse acht Sitze haben. Im Zug lauter Osterreisende, eine deutsche Invasion nach Paris.

Die Fahrt ist reizlos, sobald der Rhein und der Hunsrück hinter einem liegen: Saarbrücken trostlos. Erst am Nachmittag, als der Zug in die Champagne fuhr, kam Glanz und Schönheit. Weite, grüne Felder, Gärten in Obstblüte, Sonnenherrlichkeit und Frauen mit kleinen Kindern, wie sie auf grüner Wiese im Goldlicht saßen, sommerlich schon und von einer milden Ruhe. Aber diese Ruhe kam nicht bis zu mir. Gemischt von einer Angst, die ich fast vergessen hatte, vereist von Grauen erfuhr ich an dieser Bahnstrecke Namen um Namen: Pont à Mousson, Bar le Duc, Epinay — vor zehn Jahren Schlammwüsten und Blutbrunnen, vor zehn Jahren zerrissenes und zertretenes Land, voll mit zerrissenen und zertretenen Leibern von Geliebten. Breit ziehen sich Friedhöfe zwischen weißen Mauern. Höfe des Friedens. „What a crazy thing to prepare a new war —" hat vorhin die kleine hübsche Amerikanerin hinter dem Bahnhof von Bar le Duc gesagt. Eine wahnsinnige Sache, einen neuen Krieg vorzubereiten ... Zehn Jahre, und da draußen sitzen Frauen mit ihren Säuglingen im Schoß, ... voll milder Ruhe in der Frühlingssonne, und alles Land ist Blüten und ein blauer Himmelsraum sind österlich ...

Der Abend kam. Der Vorhang schloß sich über dem französischen Land. Ich war müde. Müde von dieser Qual. Ich lehnte unter dem einhüllenden Mitwissen des ruhigen Freundes in den Wagenkissen, hatte die Augen zu, fast bis Paris. Die Gare de l'Est ... Baracke. Die Fahrt zum Hotel war eindruckslos ...

Eine Stunde später schließlich ... unfeierlich ... mein Einzug ... Langerzollnische ... Dr. L. W.

O. Z. 28. 4. 1928

Paris lächelt.

Der Schleier.

Paris lacht nicht; es lächelt. Sein Morgen und sein Abend liegt hinter einem grauen Dunst, der seiner Schönheit den gleichen Reiz gibt, wie der Schleier einem anmutigen Frauengesicht. Selbst unter fleckenlosem Frühlingshimmel, selbst in verschwenderischer Sonne ist Paris leichtverschleiert, wie die Stirn der Gioconda. Das berückt und verzaubert, das verführt zu einer bedingungslosen Verliebtheit in die großen Plätze, die Boulevards, die Seineufer, die Gassen.

Der erste Morgen in Paris war so: pariserisch. Wir bummelten in einem Schritt, der ein Zehntel der Berufsgeschwindigkeit aufzeigte, den Boulevard des Capucines und den Boulevard Madeleine hinunter, an der scheußlichen, verlogenen, klassisch frisierten Madeleine-Kirche vorbei, die gerade so klassisch ist wie die schöne Helena von Offenbach, aber ein gut Teil unpariserischer, und bogen ein in die festlich elegante Rue royale. Die Geschäfte in ihr und in der elegantesten Straße der Welt, der Rue de la Paix, haben ihren Stil für sich; sie sind von einem graziösen Geschmack, der niemals prunkt, der den Reichtum nicht als Würde, sondern als Phantasie bringt. Der Knabe Lenker führt den Plutus auf in diesem genial geschaffenen Maskenzug.

Der große Festakt des Morgens aber war das Hinaustreten auf die Place de la Concorde. Die Riesenfläche des Platzes mit seinem spiegelnden Asphalt entfaltet erst bei Nacht und vor allem bei nassem Wetter ihren ganzen intimen Reiz: das Spiegelspiel mit den hundert gelben Lichtern der Kandelaber. Aber an diesem ersten Morgen, in dem zarten Graulicht, in der verschleierten Sonnenhelle überwältigte seine königliche Herrlichkeit. Die Kastanien im ersten Laub, ein Frühlingsweg in die Champs Elysées hinein; der weithinziehende Tuileriengarten mit seinen geschnörkelten Bosketten und seinen opernhaften Bildwerken; die graue Seine mit der gut geschwungenen Brücke; und im Umwenden hinter uns die majestätischen Paläste, das leichtlinige Ballspielhaus — Geschichte, Gegenwart, Frühling und Lebenskreise strahlten die Leichtheit und Heiterkeit dieser Stadt aus und verspotteten mit Schönheit den Geist der Schwere. Wir gingen durch den Tuileriengarten, an Napoleons Triumphbogen vorbei, hinein zwischen die reichen Flügel der Tuilerien. Sie haben Leben, sie sind nicht tote Steinwerke. Und der Gestaltenkreis, der die Simse umsäumt, beweist eine Würde der Tradition, um die man Frankreich bei jedem Schritt in Paris beneiden muß: sie haben ihren großen Männern auf ihrem alten Königsschloß Denkmale gesetzt; von den Männern der Waffen sind wenige dabei, verschwindend wenige; doch für die Dichter, die Denker, die Redner, die Erzieher, für Molière, Voltaire, Montesquieu, Fénélon, Bossuet, ist hier willig Raum geschaffen, und schaudernd denkt der Deutsche an eine Siegesallee, in der Lessing und Kant fehlen.

Paris lächelt. Draußen im Bois liegt der Schleier über den weiten Rennplätzen von Longchamps und

Blumen.

Die ersten Blumen, die ich in Paris sah und bekam, hielt ein schmutziges kleines Mädel auf dem Boulevard in der Hand. Es waren wunderbar große Maiglöckchen, und sie dufteten reich. Am ersten Morgen und am letzten Abend hatte ich Maiglöckchen, und jeden anderen Tag einen Veilchenstrauß, einen Strauß von jenen wundervollen blassen Veilchen, die gefüllt sind und hingebend duften. Man kauft sie überall: an der Madeleine, am Friedhof Montmartre, am Platz vor der Notre Dame stehen Blumenstände, ein ganzer blühender Markt der Tulpen, Rosen, Mandelblüten, Maiblumen, Anemonen, Ranunkeln, Narzissen und Veilchen, immer wieder Veilchen. Jede Dame trägt ihren Strauß, trägt ihn auch im Regen, und man kann nicht an Paris denken, wenn man nicht zugleich an seine Blumen denkt. Auf jedem Boulevards und in jeder Straße sitzen Frauen in drolligen kleinen Budchen und halten dir ihre schönen Blüten hin: „Des violets pour madame . . .“ und sie geben sie weg mit der sanften Grazie von Schenkenden.

Dr. M. W.

Auteuil, über den sanft aufsteigenden Hügeln mit ihrem frühen Grün, über den schiefergrauen Teichen. Unser Chauffeur macht einen ernsten Cicerone, nennt Namen, weist mit Marschallsgebärden um sich und plötzlich hält er das Auto an; wir spüren, wir sind vor einem Ereignis; groß, entscheidend weist er nach links: „Monsieur et Dame, les Cascades!“ Was meint der Mann es gut! Les Cascades sind eine Scheußäligkeit von künstlichem Wasserfall, die ihm ein Wunder der Sehenswürdigkeit bedeuten, üppigsten Trinkgeldes würdig. Er würde vor den Reichenbachfällen wie der König im Märchen bei Andersen wahrscheinlich sagen: „Pfui, sie sind natürlich!“

Paris lächelt, wenn im Jardin Luxembourg die Sonne auf dem Teiche spielt, in dem die kleinen Buben Segelschiffe hin und her lenken, wenn auf dem weiten Marsfeld die Magnolien rosa Kelche auftun. Paris lächelt herauf, wenn man vom Eiffelturm auf das ungeheure Häusermeer hinuntersieht, durch das sich das metallische Band der Seine zieht.

Es lächelt übermütig auf den breiten Boulevards und schmückt sich mit einer kindlichen Verschwendungssucht; Licht und immer mehr Licht flutet von den Reklamen auf den Dächern, an den Fronten, Licht strömt mit breiten Bahnen heraus aus den Cafés, die ihre Tischchen weit über den Steig schieben. Es lächelt behaglich aus all den Bürgergesichtern, hinter den entfalteten Zeitungen, morgens beim Frühstück, mittags beim Apéritif, abends beim Kaffee. Es ist zum Verwundern: Die Pariser haben Zeit. Alles wird einfach, wenn man Zeit hat; alles wird leicht, wird heiter. Und seht, darum lächelt Paris.

Der Taxi.

Die Ausländer sehen Paris fast nur vom Taxi aus. die sehr billige, glänzend saubere, gleitend ruhige Untergrundbahn, die „Metro“, führt zwar in kürzester Zeit zum Ziel, aber man sieht nichts auf dem Weg. Der Omnibus ist eng und überfüllt, und wem Gott den Individualismus gibt, dem gibt er auch einen Taxi. Vor meinem einen Frankfurter und meinem anderen Offenbacher Auge tauchen rot und weiße Schilder auf und sagen: „Keine Einfahrt!“ „Einbahnstraße“ und sonerlei Sachen. In Paris schämt man sich halbtot über unsere Verkehrsregelung ohne Verkehr, denn die Boulevards und Plätze sind mit Autos bedeckt, wie ein Fliegenpapier mit Fliegen, man fährt Tempo, aber man fährt es mit einer Sicherheit, die jedes Gefühl von Angst und sonst nichts tötet. Der Mann mit dem weißen Stab regelt das Halten und Losfahren, das sich in Sekundenreaktionen abspielt. Der Fußgänger hat immer bequem Gelegenheit, zwischen dem Wagenschwarm durchzuschlüpfen; wartet man wirklich eine Viertelminute, so gibt der Polizist schon mit höflich auffordernder Handbewegung das Zeichen. Ich war nur am ersten Vormittag nervös, am Abend hatte ich schon gehen gelernt. Denn der Doktor kennzeichnete den Taximann so: „Der Unterschied zwischen Berlin und Paris ist der: in Paris weicht der Chauffeur jedem Fußgänger aus, in Berlin fährt er ihn nieder!“ In dem Riesenverkehr sieht man die Wagenführer der großen Omnibusse singend am Lenkrad; der Taximann pfeift sich eins und sucht seine Zerstreuung nicht in der Lieblingsbeschäftigung unserer Autofahrer: er hupt nicht. Man hört auf den Straßen zwar das ungeheure Brausen der Motore, aber die seltenen Hupenzeichen sind diskret und leise. Es scheint auch so zu gehen! Und die wüsteste Plage, die Motorräder mit den Auspuffklappenhelden habe ich im ganzen Stadtbild nicht gesehen. Paris ist eine Erholung.

Sursum Corda.

Kirchen.

ganz links im Chore, in einem erhöhten Stuhl, saß
Kardinal in seiner roten Pracht, und neben ihm
ten sich, zum Hochaltare hin, in Prunk und Festlich-
die Diener der triumphierenden Kirche. Gelbes
licht floß reich durch den dämmernden Raum.
Weihrauch zog leichtes Gewölk durch die bunten
streifen aus den alten Fenstern, Blumen waren
den Altären, und die Stimme des Celebranten kam
und reich über die Knieenden, die dicht Gedräng-
im großen Schiff der Kathedrale von Notre Dame.
war Ostern.
Dies war Einheit. Der mächtige Dom, der über
alle hinauswuchs, weg von der Erde, weg von der
an die Schwere, war nicht so sehr Sinnbild
Knieenden ohne Stimme, für die ein einziger
und sprach, für die ein einziger das Geheimnis in
Händen hielt. Die hier knieten, hatten willig
autoritativen Wissen außerhalb des Ichs jede
unterworfen; die hier die Kerzen und die Blumen
hatten, wollten ihren Gott nicht herabzwingen
Welt ihres Lebens. Er sollte in diesen himm-
Fernen bleiben, aus denen das Sonnenlicht sich
die bunten Fenster ihres Glaubens drängte, er
Zielpunkt sein, aber nicht Weg, er sollte sie tragen
starken Flügeln der Kirche, die hier Ostern

Kathedrale stieg über uns hinaus. Ihr Bau ist
nicht letzte Befreiung, ihr Schiff quillt nicht in
tigen Strebepfeilern aufwärts, Fontänen von
wie die berückende Erdferne der Sainte Chapelle.
noch die Wändewucht der kämpfenden Kirche in
frühen Bau. Sie ist groß, aber sie ist nicht weit.
Enge ist in den vielen kleinen Seitenkapellen,
ihre Seitenschiffe eingeteilt sind. Sie herbergt
bigen; sie reißt sie nicht hin zu glühenden
In denen schon die Vermessenheit liegt, wie
zu wollen und das Gute und das Böse zu
Wer so die Räume überspringt, wie es die
Kölner Doms und die Gotik der Sainte Cha-
der ist nicht mehr weit davon, selbst die
schaft und die Einweihung in die Mysterien für
verlangen.
Kardinal saß in wundervoller Stille, über alles
Die Stimme des Celebranten kam wie
Gewölk über die gesenkten Stirnen. Aber ganz
dem Eingang, wo Unsere Liebe Frau von Paris
kerzengeschmückten Altar hat, wo ein unendlich
kindliches Gebet am Gitter befestigt ist, das
Seligen und Beladenen sprechen mögen, da ist
Altar für das Gedächtnis der Gefallenen.
ein paar Kerzen, und Blumen. Eine alte Frau
vor; eine sehr alte, müde Frau.
ist alles, das Gute und das Böse. Darum
den Galerienkranz der riesigen Türme die
tischen Gestalten der Wasserspeier, dämonische
Tiere, die Menschenausdruck in Schnauzen und
Menschengesichter, die tierische Gier und Mut

das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten
Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre
Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und
gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger —
ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz
Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa,
die ganze Welt — die ganze Welt wird deutsch werden!
Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutsch-
lands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle.
Das ist mein Patriotismus!"
Da stehen wir vor dem weißen Stein, wir mit dem
ungelösten „Wenn", wir mit dem Wunsche dieses einen
Kämpfers, daß die Menschen menschlich miteinander
leben sollen, wir mit seinem Heimweh nach der pflicht-
willigen Freiheit im Herzen, und vielleicht zum Irr-
tum bestimmt wie er. Ich lege die Veilchen auf den
weißen Stein, mitten in die Sonne. Wir sind sehr
still. . . .
Napoleons Grab ist eine Wallfahrtsstätte. Ich
gestehe, daß ich zweifelsüchtig und auf Widerspruch ein-
gestellt zum Invalidendom fuhr, gefaßt, eine große
Oper der Heldenverehrung und eine erbauliche Fremden-
industrie zu erleben. Es war der Ostersonntag. Die
Rotunde lag in blauen Schatten; wenn wir uns um-
wandten, war die offene Türe goldene Fläche, denn der
Platz draußen lag im Sonnenschein. Aber da war
keine große Oper. Das war kein verlogenes Pathos,
das dieses Grab schuf. Fast ohne Schmuck, wuchtig und
würdig nur durch die Macht seiner Linien, spricht der
dunkle Sarkophag aus der mächtigen Grufttiefe herauf.
Der grau und blaue Steinboden trägt im einfachen
Lorbeermotiv des napoleonischen Stils ein paar Namen,
Schlachtennamen, Siegesnamen; ihnen gegenüber an
dem Wandrund ein paar Fahnenbündel; Sachlichkeit;
Ablehnung alles Allegorischen. Nur der Kreis spricht,
die in sich geschlossene Form des Kreises, auf die das
ganze Grabmal eingestellt ist. Dieses Kreisrund,
dieses demütige Symbol des Ewigen und Unabänder-
lichen, rührt als ein großes Schicksal ans Herz, und
der große Besiegte, der da zwischen den Namen und
Rahmen seiner Erfolge liegt, war auch nur ein Wege-
bauer.
Das Grab ist eine Wallfahrtsstätte. Nicht für die
Fremden. Junge französische Rekruten, vier oder fünf
kamen herein, das Käppi in den Händen, mit einfachen
stillen Knabengesichtern, und standen an dem marmornen
Kreis und sahen hinunter auf den Sarg. Wieder das
starke Gefühl dieses Landes für seine Geschichte, wieder
diese Kraft, sich zu gegebener Zeit neue Formen zu
schaffen, kritisch zu sein und dabei den Glanz und die
Fülle großer Ueberlieferung tief zu verehren, ohne
darüber in Sklaverei zu verfallen. Da stehen diese
jungen Rekruten vor einem Grab der Heldenverehrung.
Unter dem Arc de Triomphe brennt die Flamme auf
dem Grab des Unbekannten Soldaten. An der Bahn-
strecke von Bar le Duc und Epinay sehen die Gräber
anders aus. Aber die drin liegen, sehen sich alle ähnlich.
Dies hat Napoleon einmal geschrieben: „Ich mußte
die Welt mit Waffen besiegen, der nach mir kommt,
wird sie zu überzeugen haben!" Der nach ihm kommt?
Er läßt lange auf sich warten.

Dr. M. W.

E. Z. 5. 5. 1925

[illegible] grinsenden Hohn haben. Chaos der Erscheinung, [illegible] der Gefühle, Verwirrung und ein Wüst und [illegible]. Denn auch im Chaos ist alles, was in späterer Ordnung schön, rein, heiter, gütig heißen mag. [illegible] nur das Verwirrte. Das Gelöste heißt uns gut.

[illegible] leuchtende, warme Ostersonne schmeichelt um die [illegible] der Chimären, und rings um die hohen Türme [illegible] Notre Dame spielen graue Tauben.

Drunten aber liegt Paris mit seinem Glauben und [illegible]glauben, seinem Gut und Böse, seiner Schönheit und seiner Häßlichkeit. Und ganz leise sagt hinter mir Bernard Shaw, der große Protestant und Wachmacher: „Glauben Sie nicht an einen Gott, den Sie nicht verbessern können.“

Gräber.

Der Friedhof Montmartre ist eine Wüste von steinernen Grabkapellen und gebauten Grüften. In langen Straßen stehen die Häuser der Toten da; wie in Belgien, liebt man es in Paris, Kränze von Glasperlen und häßliche künstliche Blumen an den Türen und Gittern aufzuhängen.

Vor dem Friedhof Montmartre sind viele Blumenläden, und ich wollte Veilchen. „Des violets frais?“ fragt mich die gute Seele. Wozu frische Veilchen auf ein welkes Grab!?

Der Friedhof von Montmartre hat Straßen, und [illegible] Straßen haben Namen. In der zweiten Reihe der Avenue de la Cloche bewohnt **Heinrich Heine** sein [illegible]ales Grab; es hat einen Denkstein, und es hat ein [illegible]ndiges Denkmal: um die weiße Marmorplatte zieht [illegible] als Spruchband das kleine, schmerzensreife Lied: [illegible] wird einst des Wandermüden / Letzte Ruhestätte [illegible] / Unter Palmen in dem Süden? / Unter Linden [illegible] dem Rhein? / Werd' ich wo in einer Wüste / Eingescharrt von fremder Hand? / Oder ruh' ich an der Küste / Eines Meeres in dem Sand? / Immerhin! Mich wird umgeben / Gotteshimmel, dort wie hier, / Und als Totenlampen schweben / Nachts die Sterne über mir.“ Und viele frische Blumen sind auf dem Grab. Viele Veilchen. Jeden Tag kommen lebendige Menschen und bringen ihm Veilchen, weil Veilchen ihm [illegible] Sinnbild seines großen Heimwehs waren, weil er [illegible] Veilchen geliebt hat, wie er Deutschland geliebt hat und wie er Frankreich liebte, wie er die heiß durchkämpfte Aufgabe geliebt hat, die er als **seine** Aufgabe ansah, für die er litt, für die er beschimpft wird, für die wir ihm Veilchen bringen, und die bis zur Stunde noch ihrer Lösung harrt, obwohl tausende und hunderttausende auf seinen Posten getreten sind. In der Vorrede zu „Deutschland“ hat er diese Aufgabe in sein [illegible] köstbar geschliffenes Deutsch gebracht: „Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland ebenso sehr wie ihr [illegible]. Ich bin der Freund der Franzosen, wie ich der Freund aller Menschen bin, wenn sie vernünftig und gut sind, und weil ich selber nicht so dumm oder so schlecht bin, als daß ich wünschen sollte, daß meine [illegible]schen und die Franzosen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, sich die Hälse brächen zum besten [illegible] England und Rußland und zur Schadenfreude aller [illegible] und Pfaffen dieses Erdballs. . . . Wenn wir [illegible] vollenden, was die Franzosen begonnen haben, [illegible] wir diese überflügeln in der Tat, wie wir es [illegible] getan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den [illegible] Folgerungen desselben emporschwingen, wenn [illegible] Dienstbarkeit bis in ihren letzten Schlupfwinkel, [illegible] Himmel, zerstören, wenn wir den Gott, der auf [illegible] im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung [illegible] wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir

OZ. 30.3.1929
S. 1 –

„Urbi et orbi“ . . .

Aufbruch.

Es ist schade um die Menschen. Da laufe ich seit zehn Wochen, seit die Fahrt nach Rom Beschluß ist, in einem heimlichen Leuchten durch die Tage und die Dinge, und wenn mir das Herz überläuft, und wenn ich irgend jemand von den Hoffnungen meiner Augen rede und ihm sage: „Acht volle Tage werden es sein, acht volle Tage, die Reise ungerechnet“, so ist neunzehnmal unter zwanzig zurückgekommen: „Viel zu wenig!“

Wie arm muß man sein, daß man acht volle Tage, acht übervolle Tage des Schauens, des Aufgetanseins für wenig erklärt! Wie gebunden an die Dinge, die „zu tun“ und „zu sehen“ sind! Aber ich will ja gar nicht hinter den Sternen im Bädeker herlaufen! Aber ich will ja gar nicht möglichst viel des Sehens Würdigen einpacken und hinunterwürgen bis mir der Magen streikt. Ich will ja gar nicht Rom als ein großes Museum ansehen, in dem ich von Bild zu Bild, von Plastik zu Plastik stolpern muß, nur damit ich um Gotteswillen, wenn mich ein Hochgebildeter nach einem Brunnen oder einem Bau fragt, sagen kann: „Natürlich habe ich's gesehen.“ Nein, mir ist natürlich, es nicht gesehen zu haben. Mir ist natürlich, behutsamen Schritts über fremden Boden, unter fremdem Himmel zu sein und fromm in die Vertrautheit hineinzuwachsen. Mir ist natürlich, unter dem Reichtum der Welt zu wählen und sicher zu sein, daß mir das Ganze sich im Teil erschließt. Es ist kein Grund dazu da, daß einer aus einem Schlemmer ein Fresser wird, bloß weil die Tafel zu reich bestellt ist. Ja, ich werde „etwas versäumt“ haben, wenn ich zurückkomme. Ja, ich werde es — natürlich — versäumt haben. Darum fahre ich in diese römischen Tage: ich fahre zur Stadt und will zur Welt.

„Urbi et orbi“. Ich will dieser Stadt gehören, acht übervolle Tage lang. Ich will den Zeiten ins Gesicht sehen, die waren, und den Zeiten, die geheimnisvoll im Kommenden atmen. Ich will die Ahnung in mich herüber wehen lassen, daß die Einheit der Welt beschlossen ist in jeder Sehnsucht, die zu schöpferischem Ausdruck kam, und daß sie die Sehnsucht jedes Menschen war, der um die Ueberwindung seiner Spaltung rang. Ich will der Stadt den Atem belauschen und von der Welt wissen, die sie war und die sie bedeutet.

Welch ein Reiz, um eine Welt zu werben, zu der die Brücke der Sprache fehlt. Ich weiß ein paar Vokabeln, die dürftigsten, die einfältigsten Lallworte für ein paar grobe Dinge. Ich könnte mit keinem Menschen dieser Stadt von Michelangelo oder vom Barock oder von der Stoa reden. Ich wäre für ihn primitiv wie ein Ackerknecht, wenn es auf die Brücke des Worts ankäme. Ich werde in Rom eine Stumme sein und alle Kraft des Findens birgt sich in der Zuflucht des Schauens. Meine lieben Augen. Mittler allein!

•

Dies wollte Goethe tun, als er von der zweiten Schweizerreise heimkam: im Park einen Dankesstein errichten dem Genius, der der Reise den Sinn gab, dem Daimon, der zum rechten Weg trieb und dem Terminus, dem Gott der Grenze, der zum weisen Maß verhalf.

Wir sind auf der reichlich langweiligen Strecke nach Basel. Es ist Morgen und sehr frisch. Der Frühling bereitet sich draußen in der Bergstraße erst vor. Ganz scheu liegt sein Licht über den Zweigen mit dem violetten Schimmer von Veilchen. Ich gedenke, heute abend, beim ersten Mahl auf italienischem Boden den drei Gottheiten die Libation zu bringen, Tropfen des roten Chianti oder des Asti: dem Genius, dem Daimon und dem Terminus. Wahrscheinlich werden wir Macon trinken, und dann hat die Sache keinen Stil. Womit ich beschließe, nicht mehr Tintenfisch zu spielen, sondern ein wenig aus dem Fenster zu schauen, in den kahlen hoffenden Wald, in dem das Morgenlicht spielt. Ich möchte voraus denken, in den heißfarbigen Himmel, den ich noch nicht kenne, zu fremden Bäumen und zu fremder Herrlichkeit. Ich möchte zur Stadt denken, die Welt bedeutet. Ich möchte.

Aber ich bin noch so stark gebunden an diesen kahlen hoffenden Wald, an diesen zarten Vorfrühling der Bergstraße, an die Menschen, die heute hinter mir her denken — und es ist Liebesdenken — und daß es schwer ist, dies Glück allein zu haben, ganz allein für mich.

Urbi et orbi. Ich schließe die Augen. Ich fahre nach Rom.

Dr. M. W.

C? 13.4 1929 S.15

„Urbi et orbi . . .“

Fahrt.

Von Luzern ab stand ich am Fenster. Um den See
lag das Grün behutsam gebreitet, in den Gärten waren
die Himmelschlüssel gerade eben gekommen, die Nachmit-
tagssonne blühte. Auf dem Sempachsee war das Wasser
noch gefroren, auf dem Vierwaldstättersee schlugen dun-
kelblaue Wellen weißen Schaum. Es war kühl in der
Luft und roch nach Frühling.

Bei Flüelen begann es schon leise zu dämmern; die
Schatten wurden blau. Bei Wassen standen die geliebten
Riesen tief im Schnee, vor Göschenen sah ich — selig! —
den Gletscher wieder. Ich sah im Augenblick nicht ein,
was ich in Rom sollte. Ich konnte doch ebenso gut hier
aussteigen. Bis nach Andermatt ging die Bahn. Die
Furka war wohl noch tief im Schnee. Beinahe wäre ich
am Gotthard hängen geblieben. Aber glücklicherweise:
der Aufenthalt in Göschenen ist kurz, und ich hatte die
Koffer nicht unten und in Rom Zimmer bestellt. Höhere
Gewalt! Das Dunkel des Tunnels schluckte mich. In
Airolo war's beinahe Nacht. Von Lugano und Como
bekam ich nur die Namen zu sehen. Hinter Chiasso war
der Vollmond italienisch geworden, und in Mailand auf
dem Bahnhof streckten mir Fred und Trude Mimosen
und Veilchen entgegen, hätschelten mich, freuten sich mit
mir, hielten rechts und links meine Arme, fest „ein-
gehenkelt“. Wir saßen in Mailand in einem inter-
nationalen Hotel, aßen „Gelati“ und sprachen Frank-
furterisch. Beinahe wäre ich in Mailand hängen ge-
blieben. Aber . . . siehe oben!

Morgen in Mailand. Mit den Freunden in ihrem
Puppenheim am Frühstückstisch. Mit der wunderschönen
deutschen Frau, deren strahlende Haare die Italiener
temperamentvoll zu Bewunderungsrufen: „Ah, la bella
bionda!“ hinreißen, zwei frohe Morgenstunden durch die
Stadt — der Dom (außen Zuckerguß, innen ein heiliger
Wald aus ewigen Stämmen), das vitale Castell der
Sforza, ein paar hinreißend schöne kleine Renaissance-
höfe, an der Piazza dei Mercanti sogar gotische Spitz-
bogen mit arabischem Einfluß. Ich ärgere mich über
meine Bildung und kaufe Blumen. Es ist heiß in der
Sonne.

Es bleibt heiß. Der Zug nach Rom — es ist Grün-
donnerstag — gesteckt voll. Der gescheite Gatte der
schönen Frau, mein lieber Fred, hat mir einen herr-
lichen Fensterplatz gesichert Aber das endlose Rauchen
der Italiener kann er nicht abstellen. Es sind Herren
der fascistischen Miliz, die die anderen Plätze haben.
Nie bin ich liebenswürdiger und höflicher während einer
Reise bedient worden. Sie können kein Wort Franzö-
sisch, aber sie verstehen jeden Wunsch nach offenem Fen-
ster oder einem zu schließenden Vorhang. Die Sonne
glüht.

Habe ich einen anderen Himmel erwartet? Glaubte
ich an Blütenfülle? Ich weiß nicht mehr. Das Land
ist seit Jahrtausenden bestelltes Land. Ueberall ist
Menschenhand gewesen. Da ist kein Wald, der er selbst
ist, da ist kein Fluß, der wild und ursprünglich blieb, da
sind Gärten, Felder, Häuser, Straßen. Und diese Sonne,
diese seltsame, lösende, blühende Sonne . . .

Zwischen Bologna und Florenz war ein Gewitter
mit großem Regen. Das habe ich zum größten Teil
verschlafen. Von Florenz ab sprach ich mit einer
anonymen kleinen Novelle französisch, sechs Stunden
lang. Bis Rom. Der Abendhimmel war blaß, ich sah
die ersten blühenden Mandelbäume, Weiden, zwischen
denen die Rebenfestons schwangen, Oelbäume, die eben
Laub trugen. Ich sah die Landschaft hinter den Gestalten
Boticellis, die zarte, reine, keusche Landschaft Peruginos,
blaß, fern, mit sparsamem Baumwuchs, mit süßen
Wellen ferner Hügel. Dann wurde es Nacht. Ich sah
in ein braunes römisches Gesicht und sprach französisch.
Es wurde Rom. Und in Rom hatte es geregnet. Für
acht Tage zum letzten Mal.

Rom, die Stadt.

Pflichtgemäß, wie ich es in ein Freundesgesicht hinein
versprochen hatte, zog ich durch die Porta del Popolo in
Rom ein. Eigentlich kam ich wie jeder Reisende des
zwanzigsten Jahrhunderts an der Stazione Termini an.
Aber die Piazza D'Esedra war stockdunkel, die Thermen
des Diokletian lagen im Schatten, der gewaltige Brun-
nen mit seinem Wasserspiel und seinen Lichtkaskaden lag
tot, es hatte geregnet, und ich hatte eine Reise in den
Knochen. Aber am anderen Morgen, an einem strahlen-
den Sonnenmorgen römischer Nationalität, schlenderten
wir, Maria und Martha, die Via del Tritone hinunter
und suchten das Telegraphenamt. Lob sei und Preis
der deutschen Obrigkeit, so da Klaxone in den Straßen
verbot. In den Straßen Roms ist ein Signalkrach,
daß man einen wilden Haß gegen seinen eigenen Taxi-
kutscher kriegt. Hand auf die Hupe und nicht mehr
runter. Wozu auch? Man kann mit einer Hand fahren.

An die Porta del Popolo — Goethe zog hier ein.
Der Platz ist wundervoll, schwingt in einer herrlichen
Rundung am Fuß des Pincio, von dem die ersten Frei-
luft-Palmen meines Lebens herunter sahen, um einen
der vielen Platzobelisken herum, vorüber an den bauchi-
gen Formen zweier Barockkirchen. Wir standen an der
Porta del Popolo, und Maria schickte sich an, ein feier-
liches Gesicht zu machen, gehorsam und bildungsbeflissen.
Und ich erhob meine Stimme und sprach die geflügelten
Worte: „Dies ist das Stadttor, durch das Goethe in
Rom einzog. Wahrscheinlich hat ihn einer von den
Zollbeamten dort drüben aus der Wachtstube gefragt, ob
er was zu verzollen hätte, und da er fließend italienisch
sprach, antwortete er: „Niente“. Hin war Marias
Feierlichkeit, und sie lachte ihr hohes, schneeweißes
Mädellachen. Dann fuhren wir davon.

Rom, die Stadt. Das ist nicht, wie irgend eine
andere der Städte, die ich gesehen habe. Das ist Viel-
falt und Verwirrung. Es gibt keine Weite und Ruhe
im Stadtbild selbst. Es gibt hunderte von kleinen und
kleinsten Straßen, zahllose Plätze vor zahllosen Kirchen
und Palazzi, es gibt Hügel und Täler, es gibt Mauern,
Bauten, Tore, Gärten. In Rom haben hundert Mächtige
gelebt, und jeder hat gebaut, was ihm einfiel, wie's
ihm einfiel und wo. Es ist Verwirrung und Vielfalt,
die trotzdem zunächst unromantisch wirkt, weil sich im
ersten Kommen und Schauen eine Einheit darin oder
dahinter auch nicht einmal ahnen läßt.

Ich litt in den ersten Tagen unter diesem Prunk des
Vielen. Ich wehrte mich wütend gegen so viel Kunst
und Starrheit. Ich stand in einem leidenschaftlichen
Kampf gegen den Stoff, der hier zu triumphieren schien,
gegen so viel Tatsächliches, gegen so viel Selbstüber-
zeugtheit in Stein und Form. Ich brauchte Zeit, um
die Organe in mir frei zu machen, die das Dahinter-
horchen vermochten. Ich brauchte Tage. Ich brauchte
den römischen Frühling und die römische Erde und die
sanften Berge der Campania, die Oelbäume, die Mandel-
blüten, die Pinien und die Zypressen. Ich brauchte mich
selbst. Die ersten Tage Rom waren erfüllt von dem
Kampf um diese Selbstbehauptung.

Dr. M. W.

OZ 20.4 1929 S.15

Urbi et orbi …

„Wo ist dein Sieg?"

Wenn mich jemand fragen will, warum ich gleich am ersten Morgen in Rom zum Forum Romanum fuhr, so kann ich dafür keinen Grund angeben. Ich weiß aber, daß ich nicht hinfuhr, weil Schulweisheit mich klassische Stätten suchen ließ, weil Bildungsdünkel Illusionen einsammeln wollte. Ich fuhr ohne Plan, ich fuhr ohne Willen, in der Dumpfheit der ersten Auseinandersetzung mit der Stadt. Ich war mir schmerzhaft klar darüber, daß mir die ganze antike Römerherrlichkeit im Grunde unendlich gleichgültig sei, daß mir ein einziges lebendiges Menschengesicht mit seinen Zerrissenheiten und seinen Sehnsüchten, mit seinem Kampf und seinem Ausgleich heiligeres Buch sei, als ein riesiges Trümmerfeld von staatlicher und militärischer Prunksucht. Heute, rückschauend, kommt mir die Erklärung: ich suchte ein Kampffeld; ich wollte Gelegenheit zu leidenschaftlichem Protest. Und bekam sie nicht.

Denn das Forum Romanum, die weite Trümmerstätte römischer Paläste, Tempel und Staatsgebäude, lag in einer seligen Sonne, und überall zwischen Stufen und Wegsteinen, um die alte Rostra, von der die Tribunen und die Konsule sprachen, an den Mauern, die nackt und arm noch dastehen, wächst der grüne Moosflaum und das Gras, stehen Büsche von Steineichen, ein wenig Lorbeer, Stechpalme und sogar ein paar Mimosenzweige. Im Haus der Vestalinnen schlüpfen die schlanken Lazerten, grüne Miniaturdrachen, um die Torsi der hohen Priestergestalten, ein paar bunte Mücken tanzen vor dem geheimnisvollen Grab des Romulus mit den uralten Schriftzeichen. Es war mir nicht möglich, auch nur irgend eine geschichtliche Beziehung zu denken. Es war nicht möglich, die Trümmer gescheit zu einer Theaterdekoration des cäsarischen oder augustäischen Roms zurückzukonstruieren. Ich sah — romantisch. Dies ist nicht Rom, wie wir es auf den Schulen lernen, dies ist ein Traumfeld am heißen Mittag und süß und schön in seiner dunklen Hilflosigkeit.

Ach, wenn diese Paläste und Tempel in ihrer Marmorüppigkeit da stünden, dann wendeten wir uns wahrscheinlich angeekelt ab vor soviel Siegesallee und imperialem Protzentum. Sie konnten keine Kunst schaffen, die römischen Herren. Ihre überladenen Kapitelle, ihre übergroßen Säulen, ihre riesigen Ausmaße an Architektur beweisen einen Kaufherrenstil, in dem der Stoff die Seele erdrückt hat. Sie ließen sich ihre Villen und Bäder von Hellenen schmücken, und so ein griechischer Künstler wird spöttisch die Lippen gebogen haben, wenn ihm ein römischer Raffke beizubringen wünschte, daß viel auch etwas ist. Es ist eine dumme Auffassung, wenn einer alles schon deshalb für schön hält, weil es ein Jahrtausend in der Erde gelegen hat. Wenn heute unsere Häuser zerfielen, und man grübe unsere Statuen und Schmuckbauten wieder aus, mein Gott, wäre denn dann aller Kitsch und sogar der Schund auf einmal geheiligt oder geadelt? Ach, es wimmelt in Rom unter den antiken Dingen von Scheußlichkeiten, von übler Verlogenheit und steckengebliebenem Gefühlsdusel und Zuckerguß. Neben den starken, großen, freien Werken der Griechen, die im Vatikan stehen, neben dem Apoxyomenos und dem Hermes, gibt es eine Menge Tuereien. Und selbst, wo der Stoff meisterlich gepackt ist, ist er nicht überwunden. Diese Römer und ihre Knechte konnten keine Kunst schaffen, die eine Seele hatte. Sie konnten Macht und Manneskraft und Siegerhochmut und Herrschsucht zur Gestaltung bringen und zuletzt einen frechen, unsinnigen Lebensgenuß. Darum sind die alten Stadtmauern und die Tore atemraubend, darum staunt man die riesenhaften Aquaedukte in der Campania an, darum sind die Thermen bewunderungswert, darum ergreift es, die Obeliske, diese uralten Zeichen von Manneskraft und Sonnenruhm, überall aufgerichtet zu sehen, wo ein Platz sich öffnet, und die mächtigen Säulen, um die das Bildwerk tatenprunkend geschlungen ist. Aber auf den Säulen stehen die Statuen von Heiligen, und über dem wilden Lebenszeichen der Obelisken ist das Kreuz erhöht. Rom, das Imperium Romanum, das die Welt mit seinen Waffen und seinem Geld versklavte, ist ein Haufen von überwundenen Trümmern, und mitten in dem Kolosseum steht ein Kreuz: „Ave, Crux, spes unica!"

Ich stand am Triumphbogen des Septimius, ich stand am Triumphbogen des Drusus an der Via Appia, ich stand am Triumphbogen des Titus, der den Sieg über Jerusalem zu verewigen meinte. Rom, wo ist dein Sieg? Als die Sterne von einem weißen Mondhimmel in das Colosseum hinunterschienen, über das überwundene Rom der Gewalt und Waffenherrlichkeit hingingen, als im Mondschein hinter weißen Wolken der Konstantinsbogen trübe schimmerte, wußte ich versöhnt: Geist ist nicht zu besiegen, Seele nicht zu überwinden; und im Frieden dieses Glaubens blühte jenseits des alten und des neuen Imperialrufs das süße, demütige Grüßen auf: „Ave, pia anima."

Dr. M. W.

27.4.1929

„Urbi et orbi …"

Ecclesia triumphans.

Am Ostermorgen, als der Wagen aus der engen Gasse auf den Petersplatz hinausfuhr, geschah mit mir die körperliche Verwandlung, die meine Freunde immer erschreckt und ihnen erst nach wiederholtem Erlebnis verständlich wird: ich bekam schneeweiße Lippen, blaue Schatten um die Nase und die Augen sanken in einem Ohnmachtsgesicht weg und erloschen. Ich selbst weiß davon nichts, ich spüre kein Kranksein, ich spüre überhaupt keinen Körper mehr, und die Erscheinung körperlicher Schwäche, von der man mir später mit angstvollen Mienen berichtet, ist bedingt durch die vollkommene Aufsaugung aller Materie durch die seelische Hochspannung. Das war so am Handeckfall, als ich zum ersten Mal das Majestuoso stürzender Wasser im Regenbogenglanz sah, das war so auf Jungfraujoch, als in dem unendlichen Blau des Himmels über dem unendlichen Weiß des Schnees Federwölkchen den Reigen der „seligen Knaben" schlangen, das war so, als ich zum ersten Mal Mahlers Vierte hörte, das war so am Ostermorgen vorm Petersplatz in Rom.

Erst am Ostersamstag, als mitten im Vormittag die Glocken wieder zu läuten begannen, war die Anschauung des kirchlichen Rom unmittelbar geworden. Rein gefühlsmäßig, ohne Plan, war der erste Tag dem klassischen Rom geblieben. Wir waren über die Via Appia gefahren, bis hinaus zum Grabmal der Metella, wo man in die süßen fernen Linien der Sabinerberge und der Albanerberge hinaussieht. Rein gefühlsmäßig hatte ich den Uebergang zur Kirche gefunden, als wir in das Pantheon traten, den riesigen Kuppelbau, der aller Gottheit Geheimnis für die Römer gastlich bergen sollte, als sie keine Geheimnisse und keine Seele mehr besaßen und mit den Resten ihrer Intuition Anleihen der Seele bei den Religionen des Ostens machten, dieses Ostens, den sie versklavt hatten. Wundervoll die kalte römische Pracht, wundervoll der kirchliche Prunk, der die alten Götternischen anfüllt. Brücke zwischen zwei Zeiten ist dieser Kuppeldom mit der weit schwingenden Rundung, sehr stark, sehr diesseitig, sehr begreiflich. Als wir heraustraten, hörten wir die ersten Glocken. Wir ließen uns von ihnen nach der prachtvollen Kirche Gesù führen. Wir traten über den Platz, den Bernini mit einem obelisktragenden Elefanten geschmückt hat und der die Kraft des Zeichens beweist, in die sanfte Santa Maria sopra Minerva, eine noch gotische Kirche, die triumphierend über einem alten Heidentempel der Minerva steht. Wir knieten am Osterabend in den fürstlichen Hallen der Santa Maria Maggiore, als die Dämmerung über die gewaltigen Säulen herabglitt und die letzten Sonnenstreifen die Krone des Tabernakels trafen. Aber alles blieb ein Warten auf das österliche Gefühl, auf die Frühlingsnähe der Inbrunst. Erst glaubte ich, es sei, weil in all diesen Palästen Gottes nicht eine einzige Blume an den Altären steht, weil sie sich alle zufrieden geben mit dem steinernen, goldenen, kunstgebachten Prunk der Säulen, der Pfeiler, der Statuen, des tausendfältigen Schmuckwerks in allen Teilen eines triumphierenden Baus. Was es war, wurde mir am Ostermontag in der glorreichen Sankt Paul vor den Toren Roms bewußt: dort, als ich durch einen Vorhof wie zu einem Fürsten ging, als ich über einen Marmorboden schreiten mußte, der wie sanftes Wasser die gewaltigen Säulen spiegelt und die Pracht der geraden, goldüberglänzten Decke, als die unendliche Oede und Weite der Renaissancekirche sich hinter mir schloß und der holde Kreuzgang mit seinen zarten Säulchen voll buntem Mosaik den Ausblick in den palmenwarmen Innenhof und seinen lebendigen Brunnen gab, da wußte ich's: Triumph der Kirche, — Siegerin, aber nicht erbarmende Mutter, die sich des Kindes annimmt, damit es seine Hände in die ihren legt und sich führen lasse. Nicht, was mir Tage später in den frühchristlichen Basiliken bewußt wurde: Ecclesia mystica. Größe, Macht, Weltgewalt — Diesseitigkeit, die das Zeitalter der Renaissance für sich entdeckte und mit ihr gegen den großen Versuch der Gotik protestierte, das Problem der Gespaltenheit im Men- aufzulösen, wenn sie den Stoff verneinte und nur dem Geist ja sagte; die Renaissance warf das Problem herum und verneinte die Gespaltenheit überhaupt. So prunkt auch in diesen Kirchenpalästen der Stoff und triumphiert über die arme Seele, die mit sich und ihm nicht fertig wird. Es ist kein Gedanke an Kampf und Dienst und Erlösung in diesen Königspalästen. Das Schluchzen der Zerrissenen und Suchenden wird überschrieen von dem sieghaften und fraglosen Ja dieses kirchlichen Triumphs. Ich verstand den Zorn Savonarolas und die Armut des zarten Franz von Assisi — jetzt.

Zorn und Armut waren am Ostermorgen in mir, im Petersdom. Da sollte die Ostermesse sein. Da war die Erschütterung des wunderreichen Platzes von Sankt Peter vorausgegangen, dieses Platzes, der wie ein Abbild der Erdscheibe riesig schwingt, unendlich weit, um das überwundene Sonnenzeichen des Obelisken, gesteigert in der Rundung durch die Arkaden des Bernini, gesteigert, nicht begrenzt. Die Westseite schließt mit starkem Schnitt die machtvolle Flachtreppe ab, die wie ein sanfter Berg hinaufträgt zu den Toren des prunkvollsten Doms, des Kuppelbaus, der an Kronen und Herrschaft und Gewalt über alle Welt denken läßt. Ach, zuviel Schönheit ist da, zuviel Ebenmaß, zuviel Glanz und Herrlichkeit. (Ich hatte am Ostermontag brennenden Hunger nach Gotik!)

Und die Amerikaner waren mit Operngläsern zur Messe gekommen, um den Kardinal zu sehen, der das Hochamt hielt, und es gab Billette zu bevorzugten Plätzen und Theaterdiener, die die Plätze anwiesen. Ich lief davon! Gerade rechtzeitig, um den Kardinal unter aller Entfaltung vatikanischer Pracht mit Schweizern, Kanonikern, Chorknaben durch die Peterskirche ziehen zu sehen und in ein wunderbar vergeistigtes Fürstengesicht zu blicken. Dann aber standen wir in einer Altarnische vor Michelangelos Pietà.

Ecclesia mystica.

Wunderbar schien die Sonne in den glänzenden Raum, in dem arme Bauern aus der Campagna zur Kommunion knieten. Wunderbar schien die Sonne des Tages, an dem ich, getragen und behütet, von deiner musizierenden Seele, zu den alten Basiliken gewiesen wurde, und das feinste Verständnis allen Widerspruch und alle Kampfbereitschaft in mir auflöste und mich teilnehmen ließ an den Wundern des Raums und an dem Wissen um seine Zeichen. Schauer der Ehrfurcht, daß wir auf tausendjährigem Fußboden stehen, wundervollem Mosaik. Tiefer noch die Erkenntnis von der Einfalt des Raums, dem Himmelsüchtigen der Mosaike, die mir dein deutender Mund in Santa Prassede und Santa Pudenziana enthüllte. Die vier alten Kirchen schmelzen mir in der Erinnerung zu einer geistigen Einheit zusammen, und das fromme Erlebnis in San Clemente schafft ihm den Ausdruck. Dort standen, vor dem steinernen Chorgeländer, das in diesen frühen Kirchen den Raum für die Geistlichen mitten im Schiff umzirkt, in der Nachmittagssonne zehn junge Dominikaner, fünf zu fünf einander gegenüber, und sangen ein Lied und neigten sich und knieten, in einer wundervollen tänzerischen Erfülltheit der Gebärde. Da sahen wir einander an und bedachten miteinander, was das für ein Leben sei, abgelöst von allem Kampf und allem Aeußeren, ein Leben, dessen Inhalt die Kontemplation der eigenen Seele und die Hinwendung zu Gott ist, die Anschauung des Ewigen. Und dann — sah ich in meine Arbeit an Menschen und unter Menschen, und leise schloß ich die ergeben hängende Hand zur Faust, und leise öffnete ich die Faust und brachte Gott auf der flachen Hand sein „Du sollst" dar. Im Gebot war die Einheit. Und Gebot war Auseinandersetzung.

Ecclesia militans.

Am Tiber steht der dunkle, herrschende Bau der Engelsburg. Sieht man sie von weitem, so fühlt man beglückt das lustvoll Architektonische, das diese Zwingburg wuchtig und organisch aufwachsen läßt aus dem flachen Boden. Die Verjüngungen des Kastells durch die Rundgänge und den letzten Turmkranz lassen die Engelsburg als ein geschlossenes Werk, als etwas Naturbedingtes in der Landschaft stehen. Man steigt in tiefe Kellergänge, man kommt ohne besondere Gedanken durch eine quadratische Kammer, die das Aschenhaus der Hadrianischen Familie war, man bewundert eine Flachtreppe, bestaunt entzückende Renaissancehöfe, großartig düstere Wohnräume eines dritten Paul, eines siebten Clemens und des Alexander Borgia, man lehnt beglückt an den Rundbogen des Turmgangs und schaut auf Rom und den Tiber und die Peterskuppel, und droben, auf der letzten Terrasse, unter der Bronzegestalt des Erzengels Michael, der seine Schwert — göttliches Gebot! — in die Scheide steckt, faßt dich der kühle, hohe Wind als käm' er von den Bergen, und wühlt im Haar und reißt am Kleid, und du begegnest ihm mit Uebermut und Lachen. Aber tief unten sind die Kerker der Cenci und des Ketzers Giordano Bruno und eines armen Elics, den sie ohne Luft und Licht in ein Steinloch trieben, damit heute eine Inschrift an der eisenbebänderten Tür prahlt: „e convertito in prigione“, „der im Kerker bekehrt wurde“. „Wird der liebe Gott eine Freud' gehabt haben!“ Ich sage es frech und laut. Ueber solche Bitterkeit im Munde hilft nur ein Fluch oder eine Schnoddrigkeit.

Ad maiorem Dei gloriam! Aber was verstehen wir von Menschen und Zeiten? Was wissen wir, wie diese Kerker in ihrer Zeit bedingt und von innerer Notwendigkeit — auch für unser Werden — waren, daß wir heute sind, protestierend, suchend, ungläubig und am Guten zweifelnd, bis wir's erkämpft und erlitten haben. Ad maiorem Dei gloriam!

Ecclesia aeterna.

Auf allen Straßen gehen Männer in Kutten oder Soutanen. Wunderbare Köpfe, Träumer, Sucher, Prediger. Am letzten Abend, als die Freunde schon seit einer Stunde nach Florenz zu fuhren, saß ich in Santa Maria sopra Minerva, wohin mich der Genius geführt hatte, damit ich einen Dominikaner predigend musizieren höre. Ich verstehe kaum italienisch, nur da ein paar Worte und dort einen halben Satz, aber in der dunklen kerzenschimmernden Kirche verstand ich genießend, was die wunderbare Stimme sprach ,wie ich den vlämischen Franziskaner in Antwerpen verstanden hatte. Ich hatte die magische Sprache. Ich verstand. Die Welt war eins in ihrem Suchen und Ahnen der Einheit hinter allen vielfältigen Dingen. Ich verstand, was uns alle, gleichen Glaubens und verschiedenen Ausdrucks bindet: Ecclesia aeterna.

Dr. M. W.

CZ 4.5.1929 S17

„Urbi et orbi . . ."

Treppen, Plätze und Paläste.

Ich und die Treppen, das ist ein Feuilleton für sich. Ich studiere sie. Ich liebe sie als Ausdruck des Hauses, in das sie führen, ich wittere die Persönlichkeit in ihnen, ich hasse sie, wenn sie keine haben. In unseren Bürgerhäusern seit den achtziger Jahren gibt es gar keine Treppen; da gibt es Beförderungsstufenleitern, und damit man's nicht so merkt, sind sie mit falschem Marmor und nachgemachter Täfelung verkleidet und haben bunte Fenster, in denen sich strafverschärfend manchmal Trompeter von Säkkingen oder Wotans Abschiede und Rheinburgen befinden. (O du schönes bayerisches Viertel in Berlin!) Treppen? Treppen hat der Römer in Frankfurt, hat der Louvre in Paris, gibt es in Versailles, im Mauritshuis im Haag. D i e Treppe ist in Goethes Haus zu Weimar. Treppen gibt es in den kostbaren Barockpalais am Kapitolsplatz in Rom, im Vatikan: Treppen, die nicht nur hinauf oder hinunter befördern wollen; Treppen, die flach und gelassen hinauftragen, hinabgleiten lassen, die man schreiten, wandeln, begehen muß, gelassen, festlich, sicher. Aber ich liebe auch die steile kleine Holzstiege in einem alten Bauernhaus, auf der klappernde Absätze morgens heruntertanzen, zum Frühstückstisch im Sonnenschein; und Wendeltreppen in alten Türmen; und Stiegen in Alt-Frankfurter Bürgerhäusern, über die's zum „Belvederche" geht!

In Rom gibt es Treppen in Palästen und Villen, festlich und gelassen. Aber in Rom ist die Treppe auch unter dem Himmel herausgekommen, und anders als im lieben, winkeligen Marburg und im eleganten Montreux klettert sie nicht hügelan, sie schwebt. Da ist die königliche Treppe am Petersplatz, da ist das schöne, stolze Steigen der Treppe zum Quirinal, da ist die wunderbare Flachtreppe zum Kapitolsplatz, und du bist da, spanische Treppe, von Trinita dei Monti hinunter zum Brunnenschiff des Bernini, auf dem Spanischen Platz, vor Kaskaden von Frühlingsblumen an den österlichen Ständen. Diese Treppe schwingt in barockem Schnörkel breit aus zu Terrassen, aber ihre Stufen sind flach und breit. Man müßte eine brokatene Schleppe hinter sich herziehen, wenn man hinunter geht, und einen kleinen Mohren haben, der sie hinter einem hinauf trägt. Die spanische Treppe steigt zu Palmwipfeln hinauf, und von ihrem obersten Geländer sieht man abends weithin über Rom und seine Lichter bis zum Janiculus, wo eine Leuchtsäule in den Nationalfarben — ach, pfui Daibel!

Allerschönste Treppe aber bist du, hold verborgene im Steineichenhain der Villa Medici, die in drei geraden Steigen, sich verjüngend, über sich selbst wegsteigt, hinauf, über das Grün, wo der kleine Rundtempel des zierlichen „Belvedere" ist, wo das Rauschen der Blätter dunkel und hold im Nachmittagslicht um uns war, als wir über Roms Kuppeln und Dächer und Baumwipfel sahen und kaum unsere eigenen Stimmen noch da waren. Alt und zertreten sind deine Stufen, schönste und verborgene, aber ich bin mit dir, durch dich hinaufgestiegen in die Stille. Ueber mich selbst hinauf.

* * *

Plätze sind Prunkzeichen. Plätze hat Rom mehr als irgend eine andere Stadt. In allen anderen Städten ist der Platz Mittelpunkt, fängt Straßen auf, leitet sie fort, trägt das wesentlichste Haus der Stadt. Die alte Stadt hatte einen einzigen Platz, er war die Stadt, die Stätte ihres Gemeinlebens. Darum bemühen sich jede neue Zeit und ihre Machthaber um den zentralen Ausdruck ihres Dagewesenseins, darum hat Rom, die Stadt, die immer neue Herren hatte, zahllose Plätze und zahllose Paläste. Man kann eine Seitengasse einschlagen, wo man will, sie führt durch allerlei Gewinkel immer auf irgend einen Platz, wundervoll in den Dimensionen, ausgeglichen, Raum, dessen Hauptseite von einem Palast erfüllt und bedeutet ist. Es sind unzählbare, man kann ihre Namen nicht behalten, man kann in der Erinnerung kaum noch die Formen ordnen. Aber da war ein Morgen, da hast du mir einen Platz und seinen zierlich geschwungenen Palazzo des Geistes aufgebaut wie ein Geburtstagsgeschenk: die entzückende Theaterdekoration des Collegio Romano. Wir standen beglückt vor dem roten Frontschnörkel, hinter dem, frei wie Versatzstücke, die Seitengebäude hervorschwingen, und du meintest: „Den Figaro!", und ich freute mich: „Einen Goldoni, eine echte Commedia dell' arte, dort drüben Auftritt der Colombine und aus dem Haustor Pantalone oder Arlecchino!"

Alle Plätze Roms schwingen in sich selbst aus. Alle Plätze haben das Sattsame, das in sich Erledigte; aber damit uns geborenen Gotikern nicht vor so viel Gottähnlichkeit bange wird, schwingen sie um eine Säule oder um einen Obelisken, und die Augen können daran hinaufklettern und den Schwung hinaus wagen, in das süße weite [illegible]

Auf all den schönen Plätzen hatte ich Heimweh ins Ferne.

Brunnen.

Lebendiges Wasser ist überall in Rom. Ueberall bricht's heraus und läßt sich fassen und strömt aus Muscheln und Tritonenhörnern, quillt über aus Schalen, braust aus Delphinenschlünden, steigt selig im Springquell hoch und perlt trillernd zurück in breite Becken voll schlagender Wellen oder in einen flachen Spiegel. Nachts, wenn der Straßenlärm tot war, horchte ich manchmal im Halbschlaf auf die Stimme des Brunnens, der mitten in der Piazza Barberini steht. Auf dem Petersplatz, in den Höfen der Paläste, im Vorhof der Kirchen, im Garten von Sao Paolo, überall plaudert lebendiges Wasser vor sich hin.

Zur Fontana Trevi fahren, die Abschied von Rom nehmen; sie werfen eine Soldo über die linke Schulter in das weite Wasserbecken und kaufen sich vom Schicksal die Wiederkehr in die ewige Stadt. Darum bin ich am Ostersamstag abend zum Fontana Trevi gefahren — ich hatte ein Versprechen einzulösen. Maria blieb im Wagen. Ich aber stieg, mit meinen vielen Veilchen im Arm, die Treppen hinunter zu der gewaltigen Schale, die groß wie ein Teich den ganzen Platz füllt, und rings um sie sprudeln aus den begrenzenden Mauern lebendige Wasserschalen. Pilger füllen ihre Flaschen, Mägde kommen mit Eimern und Kannen; es ist das beste Trinkwasser Roms, das da verschwenderisch strömt. Da stand ich an dem wohlgerundeten Rand und schaute zu den Tritonenriesen und den Wassergöttern hinauf und warf feierlich mein Kupferstück in die plaudernden Wasser und hoffte so, dem Freund, für den ich das nach seiner Bitte tat, die Rückkehr nach Rom zu beschwören . . . .

Aber unter allen lebendigen Wassern von Rom grüße ich am zärtlichsten dich, Fontana Tartaruga, Brunnen mit den Schildkröten, von lächelnden Jünglingen aus schönen Händen entlassen, daß sie schwer und plump auf dem hohen Schalenrand kleben, schwer und plump gegen die tänzerisch gespreizten Knabenfinger, gegen die süße Wölbung des Fußes, die sich um den Bogen des Delphinhauptes drückt, sich abstößt von aller Schwere. Tanzender Brunnen der Tänzer mit den Schildkröten, dich grüße ich am zärtlichsten von allen Brunnen in Rom, weil du mir einen Wunsch erfüllt hast. Du wurdest meinen Augen geschenkt, und du weißt, wie ich lächelte, als ich vor dich hingeführt wurde. Schöne, schöne Fontana Tartaruga der Erfüllung!

Dr. M.W.

„Urbi et orbi …"

Blumen, Gärten und freies Land.

Den Blumen sind wir jeden Morgen zuerst begegnet, wenn wir aus dem Hotel auf die Straße kamen. Jeden Morgen gingen wir an dem Blumenstand vorbei, der über Bretterstufen, wie alle römischen Blumenstände, eine Kaskade von bunter Frühlingspracht auf das Straßenpflaster herunterfluten läßt. Da stehen in Kübeln dicht gedrängt blaue und rote Hyazinthen, große Aurikeln, Nelken in dichten Büschen, Rosen, römische Narzissen mit langen Schnäbeln, goldene Tazetten, Lauben von blühenden Mandelzweigen, Büsche von Mimosen, stäubend und duftend, und die süße Welt voll römischer Veilchen. Jeden Morgen schenkte mir Maria einen Strauß. Immer blühte es in unserem Wagen, wenn wir hinausfuhren, und einmal trug ich einen Tag lang Rosen in der Hand, langstielige, halbgeschlossene Rosen.

Ich kann an Rom nur wie an viele Blumen denken. „Die Stadt der Gärten" hattest du mir verheißen. Das ist wahr geworden. Meine Seligkeit, als ich auf dem Monte Pincio die ersten großen Kakteen auf der Mauer in der Sonne stehen sah! Die Verwunderung, die ich bis zum letzten Tage nicht verlor, daß in Rom riesengroße Palmen im Freien wachsen und kein Garten ohne sie zu denken ist. Das Glück, als wir auf dem Monte Pincio unter den großen Mimosenbäumen standen, am Spätnachmittag, wenn sie am süßesten sind. Ach, die Mimosen! Mitten in der Stadt, mitten in einem ernsthaften Gedanken, rührt dich auf einmal dies Süße, Fremde an, du verwirrst dich, du atmest in harten Stößen — Mimosen sind da und ihr Märchenduft. Stadt der Gärten — man kann sich in einen Steineichenhain verlieren, in dem wundersamen Garten der Villa Medici, in dem Buchsornamente um Statuen und Brunnen geschlungen sind; er hat Steinschmuck, Tore und eine Terrasse, die sich auf einmal in die holde Dunkelheit der Steineichen verwirrt und aus dem Prunk in die sanfte Lyrik gerät; man wird ein bißchen sentimental davon, wenn man da oben lehnt und sieht die Sonne über der Stadt untergehen. Da sind die prachtvoll und machtvoll wirkenden Gärten der Villa Borghese, in denen dem Vetter Aeskulap ein reizendes Tempelchen in einem reizenden Reich voll weißer Schwäne errichtet ist; man wird ein wenig verspielt davon. Das ist gut. So begegnet man dem Denkmal Goethes mit einiger Fassung, wenn man daran vorüber muß. Denn die Ehrfurcht hat ihn auf — das Kapitell einer römischen Säule gestellt, daß man stöhnt: „Wie kam er 'rauf, wie kommt er wieder runter?" und sich wundert, was er mit einem Säulenheiligen wohl gemein hat. Ihm und uns zum Trost hat der Zuckerbäcker noch ein paar Gestalten seiner Dichtungen aus Tragant gebacken und um den Tafelaufsatz herumgestellt. Mehr kann man nicht verlangen.

Aus allen Gärten, die auf den römischen Hügeln liegen, schaut man über die Stadt. In Terrassen steigt der Park auf den Janiculus hinauf, und die Sonne verschwendet sich über sie. Aber — es sind nur Gärten. Es sind überall die Spuren von Menschenhänden und die Zwecke und die Strebungen von Menschen da. Einmal habe ich mich dabei erwischt, daß ich über einem Geländer voll Efeu, hoch über einem Palmenbosket, leidenschaftlich an das wilde Moränenfeld am Schwarzwaldgletscher dachte; da rief ich mich zur Ordnung.

Ich kann den Firn und das blaue Eis und die Moränenblöcke, die steilen Almen und die Sicht auf die Gipfel nie vergessen, in keiner Arbeit und in keiner Freude. Die Wegweisenden! Ich sah sie auch an dem strahlenden Tag von Frascati, als wir in dem geheimnisvollen Rauschen der Lorbeerbüsche waren, durch Alleen von Steineichen gingen und in den kleinen heiligen Hain hinaustraten, wo uralte Zypressen sich feierlich in glattem Wasser spiegeln, das den Himmel in sich ruhen läßt. Wundervoll ist der Garten der Villa Falconieri, und wo der kleine Altan ist, den hundertjähriger Efeu ganz umwuchert und ihn in die Arme des Lorbeer bettet, wo der seltsame bittersüße Duft des Lorbeers laut wird wie eine Stimme, wo das Geheimnis bang ans Herz rührt und Fragen stellt, auf die man keine Antwort weiß. Dort kam mir die Verlockung zu Schönheit ohne Frage und Glück ohne Dienst, in diesem Garten des Paradieses; und als sie kam, sah ich die schroffen Ränder des Wetterhorns, und dieser Garten war mir zu schön, und dieser Süden war mir zu bequem, und ich wandte mich ab, nach dem Gesetz, wonach ich angetreten.

Es sind wenig Felder um Rom. Weiden sind da und Vignen und Gärten, immer wieder Gärten. Wenn man über die Via Appia hinaus fährt, begegnen einem die lustigen kleinen Karren der Campagnaleute; Maulesel traben davor und machen kleine Staubwolken und einen lustigen Schellenlärm, und auf dem Karren ist ein Sonnendach, bunt wie Blumen, blau, rot, grün oder orangerot, das wird nach der Seite umgeschlagen und die schwarzen Köpfe gucken aus einem bunten Sack in die Welt. Durch die Tore der Höfe gehen Frauen mit wiegenden Hüften, tragen Krüge oder Gimer auf den Schultern und halten sie mit wundervoll gebogenem Arm; sie gehen wie Tänzerinnen, und auf einmal weißt du: nicht nur die Erde suchen und die Bäume, Grasflächen oder Linien von Hügeln! Menschen sollst du anschauen, lebendige Landschaft des Menschenleibes und des Menschengesichts; Adel der Kraft und der Anmut im Gang und in der Haltung, Sonne und Wachstum in den braunen Gesichtern: Rom ist wunderbar schön.

Dr. M. W.

OZ 18.5.1929 S17

„Urbi et orbi ...“

Ja — und die Kunst?

Ich war von Rom heimgekommen und saß in einem
Kreis von Frauen, die mir gerne zuhören, und erzählte.
Erzählte, wie ich es hier erzählt habe; vom Aufbruch, von
der Fahrt, der ersten stürmischen Auseinandersetzung
mit der Stadt, von den Kirchen und der Kirche, von
Treppen, Plätzen und Palästen, von den Brunnen, von
römischer Landschaft und römischen Menschen, und in
mein Aufatmen aus leidenschaftlicher Hingabe an den
Stoff fragte eine schüchterne Stimme: „Ja — und die
Kunst?“ Nun war ich der Meinung gewesen, ich hätte
immerzu von Kunst gesprochen, weil mir Kunst ist: eine
Fragestellung, einen Weckruf, eine Antwort, eine Be-
friedung, seelische Beziehung zum Ganzen oder zum
Einzelnen, was es immer sei, in sinnlich begreifbaren
Ausdruck bringen zu können. Von Kunst sprach ich,
wenn ich den hohen Schwung römischer Plätze beschrieb;
von Kunst, wenn ich aus dem Raunen der Brunnen
heraus ihre Formen wieder fand, von Kunst, wenn ich
den Glanz der Kirche, die Gewalt ihrer Streitbarkeit,
die Süßigkeit ihres Gebets aus dem Bau, von dem
Altar herab Form annehmen sah; von Kunst war die
Rede, wenn das alte Rom mit seinen Trümmern, die
alte Christlichkeit mit ihren scheuen Kirchen sichtbar
wurde. Aber was die schüchterne Frage von mir wollte,
das rührt an mein schmerzlichstes Unvermögen: mir
fehlt die Abstraktion. Kunst ist mir nicht mehr Kunst, wenn
sie ihrer lebendigen Bestimmung entrissen ist. Mir sagt
ein Altarbild nicht mehr halb soviel, wenn ich es mir in
einem Museum suchen muß, statt daß es plötzlich, aus
einer Wolke von Kirchenluft heraus, von einem Hoch-
altar herab mich anruft. Welch eine Seligkeit für mich,
daß man die Fresken der Kapella Sixtina an dem ge-
weihten Ort — zugrunde gehen lassen muß. Unend-
lich die Erschütterung, daß der Kampf des Titanen
Michelangelo, den er mit dem Stoffchaos rang, bis der
Engel ihn segnete, verblassen muß und sterben, wie
alles zu dem großen Löser muß, der das Einzeldasein
wieder aufhebt: dem Tod. Die ihn für sich fürchten,
mögen weinen, daß auch ein Kunstwerk sterben muß, in
dem Gott selbst sprach. Wir aber glauben: es ist nie tot.
Es hat Seelen angerührt, es hat Kräfte gelöst, weiter
schwingt die Kraft, die hier schuf, auch wenn die großen
Augen der Sibylla Delphica uns nicht mehr anschauen
und wenn der süße versonnene Mund des Daniel nicht
mehr über der Schrift selbstvergessen blüht. Das
„Jüngste Gericht“ mit seinen erlöschenden Farben kreist
ungeheuer in seinen elliptischen Kreisen, Bild des Kos-
mos, den der Logos schuf.

Welch ein Glück, daß die Ausmalungen des Pintu-
richio in den Gemächern der Borgia, diesen düsteren
Prunkgemächern, nicht in eine Sammlung können, daß
man von ihnen weg an ein tiefes Fenster treten und in
einen der weiten, ruhigen Höfe des Vatikan hinab-
schauen kann, solange man die blendende Sonne auf dem
weißen Pflaster erträgt. Welch eine Freude, daß Rom
uns die Kunst lebendig und sterbend schenkt.

Ich war brav und ordnungsgemäß auch in den
Stanzen des Raffael und habe mir den Brand des
Borgo und das Wunder des Heliodor und die Schule
von Athen und die Disputa — ach lesen Sie in einer
Kunstgeschichte nach! — pflichtgetreu angesehen. Und
ging davon. Was soll mir soviel schöner Faltenwurf und
noch eine schöne Gebärde und noch eine? Das Leid
brennt in Menschengesichtern anders, und die Freude
bändigt sich nicht so. Was soll mir das Theater auf der
Wand? Mir, sage ich. Ich weiß, daß mir das Wort das
Zeichen ist, mit dem ich unmittelbar angerührt werde.
Für mich steht im Anfang das Wort, und erst über das
Wort gewinne ich die Zeichen, die anderen bedeutsam
sind: Form und Farbe oder Tanz oder Gebärde. Ich
rede hier für mich und meine Art, im Einzelnen das
Ganze zu suchen. Es gilt nicht für andere, was ich von
mir und diesem Kunstbeschauen zu sagen habe.

Ich wehre mich intuitiv vor dem Zwang zu einer
Ehrfurcht, die nicht von selbst zu mir kommt. Vor der
kapitolinischen Venus haben wir uns gezankt, mit allem
Temperament und mit aller Selbstbehauptung, jeder
für sich. Ich für mein Teil sah sie wütend als eine
Revueschönheit, als eine glatte, ausgezogene Dame, und
bekam den Rüffel, daß ich alles Zarte und Edle für nicht
mehr vital erkläre. Das geht zu weit! Ist mir nicht
Boticelli der liebste unter den Italienern? Habe ich
nicht die Berliner Madonna mit den Rosenkrügen in
meinem Herzen wie ein Gebet? Liebe ich nicht die himm-
liche Reinheit des Fra Anegelico so innig, daß mir die
„Capella di beato Angelo“ im Vatikan zu dem holdesten
Kunsterlebnis dieser ganzen Reise wurde, daß ich vor
dem blassen reinen Gesicht auf schwarzgoldenem Grunde
stand und ins Wesenlose versank? Aber ich will nicht,
daß man schon edel nennt, was nur glatt ist! Ich will
nicht, daß sich etwas als „das Vollkommene“ schlechthin
präsentiert und fertig ist und da steht und von sich weiß.
Mir ist die kapitolinische Wölfin, das wilde etruskische
Muttertier, lieber. Und groß ist die Diana der Epheser,
die im gleichen Raum steht.

Ja — und die Kunst? Laßt mich nicht von den
Werken erzählen. Werke sind nicht wichtig. Wichtig ist,
daß sie uns als Gefäße des Geistes erscheinen und ein
Gleichnis des Sinnes, um dessentwillen sie geschaffen
wurden.

„Sparghetti.“

Dies ist das kurze Kapitel von den Sparghetti. Es
ist der Ehrgeiz jedes Italienreisenden, sie genau so ge-
schickt zu essen wie die Einheimischen. Das gelingt einem
auch sehr bald, denn bei denen schlabbern sie auch von
der Gabel und hängen lieblich von der Lippe. Sparghetti
sind die dünne Form der Makkaroni. Sie werden
wundervoll mit frischer Butter gemischt, mit Tomaten
begossen, mit Leber- oder Fleischstückchen durchzogen, je
nachdem sie alla Napolitana oder sonst was heißen. Man
dreht sie vor einem Löffel um die Gabel, und bis man
ein Drittel vom Teller weg hat, sind die anderen beiden
Drittel kalt. Ich habe kein Gefühl für Stil. Ich hab'
lieber was Deftigeres gegessen. Ich hab' doch Gefühl für
Stil: ich habe ein Preislied auf den Risotto Milanese
vor und eine Ode auf den Vino dolce di Frascati, einen
süßen Landwein, der in offenen Karaffen serviert wird
und wie Most schmeckt. Ich hab' doch Gefühl für Stil;
denn Maria und ich sahen staunend immer bei den
Frutte, dem Obst — als da sind: sehr teure Orangen
und billigere amerikanische Aepfel — etwas liegen, was
wie große, weiße Zwiebel aussah. Im fremden Lande
muß man Fremdes essen. Sei's! Der Kellner erklärt
uns, daß man dieses Weiße vor dem Essen oder nach
dem Essen nehmen könne, und die Italiener rings an den
Tischen tun also. Wir bestellen eine. Sie kommt, in
Stücke geschnitten, mit wenig Essig und etwas Olivenöl.
Wir beginnen; tapfer; Maria kaut und schluckt, davon
überzeugt, daß das zum Programm einer Italienreise
gehört und unerschütterlich in ihrem schönen Vertrauen,
daß alles, was ich zum Zwecke der Erkenntnis tue, wohl-
getan ist. Ich sehr ihr zu. Dann: „Na — gut?“ Sie
gibt eine ausweichende Antwort. Da fälle ich das
Urteil: „Es schmeckt — wie eine Weißerüb', die lang in
einem Arzneischränkchen gelegen hat!“ Aus. Was wir
aßen, war ein Finoccho, eine Fenchelwurzel. Mir wird's
jetzt noch schlecht.

Zum Stilgefühl für die italienische Speisekarte ge-
hört auch, daß ich bei mir zu Hause die Minestra ein-
führen werde, eine Suppe aus Kraut und allerlei Ge-
müsen, in die dick Parmesankäse kommt. Leider kann ich
die kleinen grünen Asparaggi di Campagna nicht nach-
machen, winzige Spargelköpfe, grasgrün, die auch wie
Gras wachsen. Sie kommen in fließender, frischer
Butter, schmecken leicht bitter und wie eine ganze Früh-
lingserde. Schade, daß man die Blumen nicht essen
kann — die Zunge ist so ein feines Instrument. Was
Arragoste sind, wage ich im Interesse der Klassen-
versöhnung nicht zu erzählen!

1 OZ 18.5.1929 S.A 2

Heim.

In Lugano wehte ein frischer Wind über den See, und er schlug dunkelblaue Wellen. Als der Zug durch den Gotthard durch war, schrie's an allen Fenstern auf: Neuschnee! Tiefer, tiefer Neuschnee, und alle Bäume schwer von der weißen Last. Rings am Vierwaldstätter See, durchs ganze Liestal, bis nach Basel hinein Neuschnee und Winterlandschaft. Es war der 6. April. Gestern war ich noch im Sommerkleid gegangen. Jetzt steckte ich tief im Pelz, und wir probierten, ob die Heizung heiß genug sei. Ich stand am Fenster, die Augen auf dem glitzernden Kleid der steilen Wege, auf den Zacken und Fällen der geliebten Berge. Ich fuhr heim — reich geworden an Widerspruch und an Kräften, klar nach Auseinandersetzungen. Der Gotthard, und die Urner Berge und der Rigi — gruetzi! Ich fuhr heim in die Arbeit und in die Freude am Schenken.

Ja, und in Basel stand auf dem Bahnsteig Ly, die aus Montreux kam. Und in Basel saßen wir im frischen deutschen Abteil, und ich aß ihr alle Ostereier aus der Dilte auf und ließ mir Abdullah mit dem Rosenblatt als Mitbringsel schenken und einen großen „Knollen" mit dem Schweizer Kreuz auf rotem Bonbonsgrund. Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . . .!

Wir fuhren durch einen kalten deutschen Abend — heim. Heim! In meiner Wohnstube standen überall Blumen und Früchte, lagen geschriebene Grüße, sichtbare Freude derer, die mich liebhaben und sich freuen, daß ich wieder da bin.

Wieder daheim. Wieder — ob es draußen ist oder hier: „Urbi et orbi" . . . Der Stadt und der Welt! Dem Ganzen gehören . . . .

Dr. M. W.

Ende.

Mein Porträt entsteht.

Mitten in eine Sprechstunde hinein kam der Maler K.F.L., setzte sich breit und gemütlich in den Sessel und erklärte: „Ich möchte Sie malen.“ „Muß das gleich sein?“ dachte ich und wunderte mich, was an mir wohl zu malen wäre. Brocken verwester Kunstkritiken, in die längst die Wurst oder ein Salatkopf gewickelt worden war, fielen mir ein. Koloristik, Raumgefühl, Flächigkeit, pastose Töne, und was sonst die liebe deutsche Sprache noch alles an Vorrat hat, wenn ein Bildeindruck ins Wort übersetzt werden muß (schwerste Not!), schwirrten durch mein Sprachzentrum, und dann lächelte ich, ein bißchen verlegen, und sagte bescheiden: „Gott, wenn Sie meinen ...“

Er meinte. Er erschien an einem wunderschönen Sommertag auf meiner Veranda, trank mit mir Kaffee, redete mit mir Terpentin und Kulissen und studierte meinen Kopf. Es tat nicht weh.

Eine Woche später, nachdem er genug studiert hatte, saß ich wahrhaftig in meinem großen Sessel, das Gesicht dem hellen Fenster zugewandt, und war Modell. Mein Porträt entstand. Und mit dem Porträt zugleich ein Seelenzustand von Chamäleonsnatur, farbenwechselnd und reizbar.

Ich saß und hatte zwei Stunden lang nur die Beschäftigung, auszusehen.

Zuerst setzte sich die Eitelkeit auf den Rand des Reißbretts und feixte. Ich wurde mir meiner leicht verbogenen Nase schreckhaft bewußt und erwog ängstlich, was der Mann wohl aus meinen starken spielenden Kiefern für Energien und aus meinem Mund für Sinnlichkeiten herauslesen würde. Ich hatte das Gefühl, unbedingt die Natur korrigieren zu müssen; koste es, was es wolle, interessant auszusehen. Damit kam ein gemeines Gefühl der Blamiertheit, und daraufhin wischte der Humor die feixende Eitelkeit vom Rand herunter. Sie fiel auf den Teppich, und K.F.L. trat sie aus Versehen tot. Jetzt war die Bahn frei geworden, und der Feuilletonist in mir wurde wach. Er studierte auf einmal das Gesicht des Malers und fand, darüber wäre etwas zu schreiben. Wie die hellen Augen starr und glasig wurden, wenn's um eine Nüance ging, wie ein Lachen kam, wenn das Schwierige erwischt war, wie die Brauen sich über die Augen warfen, wenn mein verbeibeltes Gesicht schon wieder anders aussah. Ich gab mir Mühe, einen Ausdruck festzuhalten. Kann ich das? Bin ich Greta Garbo? Nein, ich kann es nicht. Schon flackerte das Lachen wieder hinein, schon dachte ich wieder etwas Verwegenes, schon überlegte ich mir eine ironische kleine Angelegenheit, schon erzählte ich kleine Geschichten und machte fromme Sprüche. Dabei brannte ich, zu sehen! Aber ich saß auf meinem Sessel, die Hände brav übereinandergelegt, und da drüben war ich auf dem Papier, ich — mit irgend einem Ausdruck, von dem ich nichts wußte.

Und wo eben noch die Eitelkeit und dann der Feuilletonismus gesessen hatte, saß jetzt — die Angst. Eine elende, flaue, kleine Angst vor dem Gesehenwerden, eine arme kleine Angst vor dem sich selber Sehen. Denn ich weiß ja nichts von meinem Gesicht, wie kein Mensch was von seinem Gesicht weiß. Vielleicht würde ich einen Zug sehen, von dem ich selbst noch nichts ahnte. Vielleicht würde ich bitter enttäuscht von etwas Ungutem sein. Es schläft soviel in uns. Der Künstler aber sieht alles Aeußere als die Erscheinung eines Inneren. Dieses Innere, was würde ich sehen?

Später, als ich dann vor der Studie stand, wunderte ich mich sehr. Bin ich so weich? Ist dieses kleine verlorene Lächeln, diese große Stille der Stirn und dieser gefaßte Ernst der Augen mein? Warme Schatten, helles Licht — und auf einmal hat mich die Lust am Werk selbst, vergesse ich, daß ich Modell war, sehe ich das Blatt, nur das Blatt, und erst hinterher weiß ich wieder, daß ich regelrecht Kunstkritik geredet habe. Jenseits von Ich und Anders.

Dr. M. W.

O. Z. 29. 6. 1929

O.Z.V. 2.1.1930

Für die Frau

WOCHENBEILAGE DER OFFENBACHER ZEITUNG

Konfekt nach dem Fest.

Es ist schon ein Kummer — vorher, wenn man am liebsten davon nascht, kriegt man keins; da heißt es immer: „Wenn ihr jetzt schon alles aufeßt, habt ihr auf Weihnachten nichts". Also beherrscht man sich blutenden Herzens. Am Fest selbst sieht man stöhnend auf die hochgefüllten Konfektteller — da ist aber auch noch der Stollen oder der Kranz und die Gans und die Kastanien oder sonst so viel — da mag man nicht, da kann man nicht, und wenn man noch so gerne möchte. Es ist schon ein Kummer . . .

Aber wenn die Festtage vorbei sind, ja, auch Neujahr muß vorüber sein — dann! Aus den Blechbüchsen steigt so ein lieber Erinnerungsduft in das junge Jahr. Man findet morgens zum Kaffee oder nachmittags, wenn man Zeit zu einem Tee hat — auch im Büro, auch im Arbeitssaal —, so ein Plätzchen, ein Lebkuchelchen, ein Sternchen, ein Marzipanchen, ach, so gut. Jetzt, wenn der Seltenheitswert allmählich wiederkehrt, jetzt beißt man mit Genuß und einer kleinen Verträumtheit in das Konfekt hinein und denkt weiß Gott — an Weihnachten, voraus oder zurück, gleichviel. Man denkt an ein kleines Glück und an Freuden und ein bißchen Gold und Glanz.

Aus der Konfektbüchse ist natürlich dann das „Beste" herausgesucht. So ist das ja: jeder hat seine Liebhabereien bei dem Konfekt, und die [illegible] er immer zuerst heraus. Vor mir sind die Spitzbuben und die Schokoladehäutchen nicht sicher. Andere rauben grundsätzlich die Zimtsterne und verachten solche, die sich mit Butterteback begnügen. Aber diese Spitzfindigkeiten gelten alle nur bis nach Neujahr. Dann hört's auf. Dann ist man für jedes Stück, das da ist, dankbar und knuspert zufrieden.

Komische Geschichte — — das mit dem Konfekt! [illegible] Freuden erst am Schwinden, Glück erst am [illegible] lassen sein, damit wir ihren ganzen Wert im Herzen fühlen und bereit sind, von neuem darauf zu warten.

Dr. M. W.

Vom Werdegang der sozialen Frauenarbeit.

Von Frieda Lebermann.

Soziale Frau — soziale Arbeit — zwei unserer Zeit geläufige Begriffe, standen nicht immer in organischem Zusammenhang. Anders war es noch, als 1893 ein kleiner Kreis weltanschauender, von sozialem Verantwortlichkeitsgefühl erfüllter Menschen in Berlin einen Aufruf an die Mädchen und Frauen der begüterten Schichten in der Reichshauptstadt erließ, um sie zur freiwilligen Hilfsarbeit im Dienste der notleidenden Bevölkerung zu sammeln. Die Verschärfung der Klassengegensätze als Folge der zunehmenden wirtschaftlichen und kulturellen Not weiter Bevölkerungskreise hatte diesen Weckruf tatkräftiger Persönlichkeiten gezeitigt. Man wollte versuchen, durch Bekundung menschlicher Teilnahme und Hilfsbereitsarbeit ein größeres Vertrauensverhältnis zwischen den vom Schicksal Enterbten und den vom Glück begünstigten Mitmenschen zu schaffen, die vorhandenen nicht völlig zu beseitigenden Gegensätze wenigstens zu mildern. Die von Minna Cauer ausgehende Anregung zur Gründung der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit fand Widerhall bei anderen Pionierinnen der Frauenbewegung wie Lina Morgenstern, Henriette Goldschmidt, Dr. Henriette Tiburtius, der ersten deutschen Aerztin, und Jeanette Schwerin, der genialen Organisatorin sozialer Frauenarbeit. Männer wie Stadtrat Münsterberg, Dezernent der Berliner Armenpflege, die Volkswirtschaftler Schmoller und Sering, der populäre Kinderarzt Dr. Hugo Neumann, der fortschrittlich gesinnte Politiker Karl Schrader traten mit ihnen für die Gründung der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit ein. Man unterschätzte keineswegs die gesellschaftlichen Vorurteile, die psychologischen Hemmungen, den Dilettantismus der für dieses Werk zu gewinnenden Kreise und ebensowenig die Schwierigkeiten, die sich aus den großstädtischen Verhältnissen selbst, aus dem Mißtrauen der notleidenden Bevölkerung gegenüber den Gebenden ergaben. Ja, man sah sich — ein Zeichen der Zeit — veranlaßt, im ersten Aufruf zu versichern: „Es handelt sich um keine Emanzipationsbestrebungen, es handelt sich darum, junge Mädchen und Frauen zu ernster Pflichterfüllung im Dienst der Gesamtheit heranzuziehen." Die praktische Arbeit — so wurde betont — sollte besonders im Vordergrund stehen, in Wohlfahrtsanstalten und durch Familienpflege geleistet werden. Um nicht die freiwilligen Helferinnen abzuschrecken, wurden die Vorträge, die der als notwendig erkannten theoretischen Ausbildung dienen sollten, anfangs vorsichtig dosiert. [illegible] bis [illegible] Teilnehmerinnen folgten dem ersten Ruf der unter Leitung von Jeanette Schwerin stehenden Gruppen.

Als Jeanette Schwerin 1899 starb, galt es, eine geeignete Nachfolgerin zu finden. Stadtrat Münsterberg gab die Anregung, die Gruppenleitung einer im Geist von Jeanette Schwerin herangebildeten jüngeren Mitarbeiterin anzuvertrauen, die dem Verein und sich selbst einen bekannten Namen und eine Stellung schaffen könnte. Alice Salomon! Alle diese Voraussetzungen hat Alice Salomon mit ihrer Person und ihrem Lebenswerk erfüllt, sie weit übertreffend. Sie hat, von der Gruppenarbeit ausgehend, die Wege gewiesen von der Einführung in die freiwillige soziale Arbeit zur verantwortungsbewußten geschulten sozialen Berufstätigkeit, zur Schaffung des neuen Frauenberufs der Sozialbeamtin in seiner Vielgestaltigkeit, wie die Arbeit zur Förderung des Allgemeinwohls in den Wohlfahrtsvereinen und -Anstalten, den Fürsorgeeinrichtungen wirtschaftlicher Unternehmungen, im Dienste der Behörden es gegenwärtig verlangt. In den verschiedensten Städten entstanden soziale Hilfsgruppen nach dem Berliner Vorbild mit praktischer und theoretischer Einführung in die Arbeit. Die Helferinnen wurden in Krippen, Kindergärten und Horten beschäftigt, sie erteilten Nachhilfeunterricht an arme Kinder, betreuten Blinde, Einsame und Hilfsbedürftige und beteiligten sich an der städtischen Armenpflege und Maßnahmen der privaten Fürsorge. Die theoretische Belehrung begann mit Einzelvorträgen, entwickelte sich allmählich zu Jahreskursen mit Einführung in Armen- und Waisenpflege, Volkswirtschaftslehre, Bürgerkunde und Pädagogik. Die Berliner soziale Frauenschule, aus den Mädchen- und Frauengruppen hervorgegangen, wurde bereits 1908 eröffnet. Als die Nachfrage der Behörden um 1902 nach geschulten Berufsarbeiterinnen zunahm, verfügte die Schule bereits über eine große Anzahl geeigneter Kräfte. Neben der Vermittlung für freiwillige Helferinnen wurden nun Stellenvermittlungen für Sozialbeamtinnen angegliedert. Als 1914 existierten bereits in Deutschland soziale Frauenschulen. Der Bau eines Schulhauses auf dem Grund und Boden des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin, zu dem die Mittel binnen Jahresfrist gesammelt wurden, war im Herbst 1914 vollendet.

So war Raum geschaffen für die Einrichtung aller der Kriegsfürsorge besonders gewidmeten Lehrgänge. Für die auswärtigen Schülerinnen konnte kürzlich ein Heimathaus von der Schule erworben werden. Die deutschen Sozialbeamtinnen schlossen sich unter Führung des langjährigen guten Hausgeistes der Berliner Gruppen, Adele Beerensson, zum Deutschen Verband der Sozialbeamtinnen zusammen. Die Interessenvertretung der Sozialen Frauenschulen, der Erfahrungsaustausch, die Einheitlichkeit und Solidarität in der Arbeit wurden durch die Konferenz Sozialer Frauenschulen wahrgenommen, um deren Zusammenfassung sich Alice Salomon wiederum verdient machte. So reihte sie ein Glied an das andere. Die teilweise Einbeziehung der Sozialarbeiterinnen in die Beamtenkategorien von Stadt und Land hatte 1919 die Schaffung einer staatlichen Prüfungsordnung zur Folge. Als der materielle Bestand der Berliner Wohlfahrtsschule und ihre weitere Entwicklungsmöglichkeiten durch Anschluß an den Berliner Verein für Volkserziehung 1925 gesichert war, gab Dr. Alice Salomon die Leitung an Dr. Charlotte Dietrich ab, sodaß sie nur noch als getreuer Eckehard an der Schule waltet. In immer höheren Kreisen mündet sich ihr Werk.

Die Gründung der Deutschen Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit entsproß als jüngste Blüte unter den pfleglichen Händen Alice Salomons dem fruchtbaren Erdreich der sozialen Frauenschule, die sich nun Wohlfahrtsschule Pestalozzi-Fröbelhaus 3 nennt. Es ist ihre Aufgabe, die soziale Idee immer weiteren Kreisen nahe zu bringen, sie für die Berufsarbeiterinnen lebendig, werteinend zu gestalten, sie vor Mechanisierung in der Tretmühle des Alltags und innerhalb der Beamtenlaufbahn zu bewahren. Hier können nun die Sozialbeamtinnen, Jugendleiterinnen, Lehrerinnen aller Art, auch die Akademikerinnen und strebsame Mütter sich immer neue Anregungen für den Dienst an der Menschheit holen. So bildet das jetzt gefeierte 30jährige Jubiläum der sozialen Frauenschule zugleich das Jubiläum der sozialen Berufsausbildung in Deutschland.

Alice Salomon ist nicht allein Heilbringerin für die Mühseligen und Beladenen geworden, denen solche soziale Hilfsarbeit zuteil werden sollte. Ihre soziale Tat trug doppelten Segen in sich. Er strahlte auf diejenigen zurück, die Glückspenderinnen für ihre Mitmenschen zu werden verlangten. Die Anteilnahme an der sozialen Arbeit, freiwillig oder beruflich, hat das häufig unerfüllte Dasein von Mädchen und Frauen bereichert, soweit sie in einem oberflächlichen Gesellschaftsleben nach einem tieferen Inhalt strebten.

Den Begründern der Mädchen- und Frauengruppen und der sozialen Ausbildung [illegible] all ihren ideellen Werten gebührt das Verdienst, ein neues Sozialethos geschaffen und damit die besten Frauen befähigt zu haben, in solchem Geist für die Menschheit zu wirken.

Witwenleben - Witwenleid.

Von Helene Braun.

„Sie ist eine Witwe!" Wie oft klingt dieses Wort an unser Ohr! Klingt es auch in unser Herz? Verstehen wir die Tiefe des Leides bei einer Frau, wenn sie trauert um das eigene verlorene Glück, und wenn sie bangen muß um ihre Zukunft, vor allem aber um die Zukunft ihrer Kinder? Denn wie schnell tritt, besonders in den heutigen Zeiten mit den vielen schrecklichen Verkehrsunfällen, eine gewaltige Wandlung im Leben einer Familie ein. Mit einem Schlage ist eine Frau herausgerissen aus stillen, gesicherten Verhältnissen, muß Abschied nehmen vom Gefährten ihres Lebens und vom treusorgenden Vater ihrer Kinder.

„Wir rechnen noch auf Jahre,
inzwischen wird die Bahre
uns vor die Tür gebracht."

Was geht da manchmal im Herzen solch einer armen gequälten Frau und Mutter vor! Sie hat kaum Zeit, an ihr großes Leid zu denken, der Tag fordert ihre ganze Kraft und Anspannung. Sie sieht ihre Kinder, die vielleicht noch klein oder erst in der Ausbildung begriffen sind, und muß ihnen nun auch Vater und Ernährer sein. Diese Sorgen um das tägliche Brot sind nicht leicht zu nennen; dieses Ausschauhalten nach Hilfe ist für eine alleinstehende Frau schwer und oft genug aufreibend, zermürbend, namentlich in unseren Tagen mit dem Jagen und Hasten nach Arbeit und Verdienst.

Es gibt Frauen, die in solch schweren Zeiten einfach mutlos zusammensinken, die keinen Blick und Interesse mehr für ihre Umgebung und ihre Kinder zu haben scheinen, bei denen es auf einmal dunkel und Nacht geworden ist, die nur trauern und weinen, wenn sie an das Vergangene denken, die mit Tränen und Seufzen eine Zeit zurückwünschen, die ihres Lebens Inhalt zu sein schien.

Mit allen Klagen und Reden aber bringen wir die vorigen Zustände nicht wieder zurück. Im Gegenteil! Der Mensch macht sein Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit. Und wer rückwärts blickt, achtet gar oft nicht auf den Weg, der vor ihm liegt und kommt dadurch sehr leicht zu Fall. Und Menschen, die sich das Klagen und Vergleichen mit besseren Zeiten angewöhnt haben, bringen sich oft noch um das Glück, was ihnen noch blieb.

Es ist deshalb wohl wertvoller, wenn eine Witwe sucht, mit eisernem Willen und hohem Mute die Herrschaft über ihre Verhältnisse zu bekommen, schon aus Liebe zu ihren Kindern, eines Liebe, die sie fähig macht, um ihr Ich und das Wohl der Ihren zu kämpfen. Aus dem Willen zum Kämpfen kommt dann die Kraft zum Ringen, kommt dann der Segen des Erfolges. Des Lebens Härten werden nicht dadurch bezwungen, daß man sich ihnen trotzig oder mutlos gegenüberstellt, sondern dadurch, daß man versucht, ungewöhnliche und schwierige Verhältnisse zu meistern, daß man zeigt, daß auch schwere Zeiten nicht imstande sein konnten, unser Vertrauen und unsern Glauben an eine gütige Hilfe zu erschüttern. Es gibt Witwen, die diese Prüfungszeiten als solche erkennen und hinnehmen, die erfahren, daß diese Zeiten mit dazu beitragen, den einzelnen Menschen zu erziehen und in die Höhe zu führen.

Leben heißt nicht, das Leben über sich ergehen lassen, die Dinge so nehmen, wie sie an uns herankommen, sondern Leben heißt, mit festem Blick nach vorwärts schauen. Oft treten gerade bei Witwen, die unerwartet in Not und Sorge geraten, hervorragende Eigenschaften in den Vordergrund, Eigenschaften, die sie selber kaum ahnten und die niemand bei ihnen vermutet hätte. Diese Frauen erwachen kann durch den Kampf mit dem Leben erst zu ihrer vollen Bestimmung.

Eine Frau, die Witwe geworden ist, soll darum nicht übermäßig auf die Bilder des Glückes und der Freude schauen, die hinter ihr liegen; sie soll sie verwahren im tiefen Schrein ihres Herzens. Wenn sie aber nun rückwärts blickt mit Augen des Leides und der Trauer, dann hätte sie wohl den Sinn des Lebens noch nicht so recht verstanden. Denn ihr Glück, das sie besessen, soll sie lehren, dankbar zu sein, soll ihr aber auch zeigen, was sie noch besitzt, namentlich in ihren Kindern, und es soll sie mahnen an die Pflichten, die sie noch zu erfüllen hat.

Oh, das Leben einer Witwe ist noch reich an Pflichten, und so werden auch noch viele Freuden kommen, denn in der Gewißheit ihrer erfüllten Aufgaben liegt ein hoher Segen, und nicht zum wenigsten in dem Vorbild für ihre Kinder, daß das Leben dem einzelnen auch etwas zumuten darf.

Der Schlaf des Kleinkindes.

Jeder Säugling soll sein eigenes Bettchen haben und nicht mit anderen Kindern oder den Eltern zusammenschlafen; es besteht, abgesehen von anderen Unannehmlichkeiten, die Gefahr, daß der Säugling irgendwie angesteckt oder auch erdrückt werden kann. Bettchen, Korb oder Wagen, worin das Kind liegt, muß vor allem luftdurchgängig sein, soll also innen, auch am Boden, keinen Ueberzug von Leder oder Wachstuch haben, da das Kind sonst immer seine eigene Ausdünstung einatmen muß. Ueber Matratze oder Sprenssack kann man ein kleines Wachstuch legen; darüber kommt ein Leintuch und dann noch ein Molton. Das Körbchen liegt am besten auf einem mit Ueberzug versehenen Roßhaarkissen, weil dieses am besten die Kopfform regelt. Als Füllung der Matratze wie des Kissens kann man auch Fichtenhobelspäne oder Holzwatte nehmen, da dies Material sehr billig ist und nach Durchnässung verbrannt und leicht erneuert werden kann. Vorhänge oder Ueberdachung des Lagers sind nicht absolut notwendig, oder Ueberdachung des Lagers sind nicht absolut notwendig; nur zum Schlafe verdunkle man etwas, da dann der Schlaf tiefer ist. Das Kind ist je nach der Kälte mit Leintuch, Wolldecke oder Deckbett zuzudecken, und um ein Bloßstrampeln zu verhüten, ist es gut, diese Stücke durch Bändchen am Bettrand festzuknüpfen oder dem Kinde einen Schlafsack oder Nachthosen anzuziehen. Wärmflaschen bedeuten für Kinder über einem halben Jahr, außer im Winter, eine Verweichlichung; muß man sie gebrauchen, so überziehe man sie mit einem Wollsack, da sonst leicht Verbrennungen vorkommen.

Die gewöhnliche Lage für das Kind soll womöglich, schon um die Kopfform recht zu gestalten, bald rechts, bald links, bald auf dem Rücken sein; nach dem Trinken legt man das Kind am besten auf die rechte Seite. Oft, wenn das Kind auf dem Rücken oder der einen Seite nicht schlafen will, kann man ihm zur Ruhe verhelfen, wenn man es auf die andere Seite legt. Ihm Schlafmittel zu geben, ist ein Verbrechen.

Die selbstgewählte Lage im Schlaf kann bei gesunden Kindern jede mögliche, ja, oft fast unmöglich scheinende sein. Mit Vorliebe nehmen sie eine Stellung ein ähnlich wie im Mutterleib, nämlich eine zusammengekugelte, und es hat oft den Anschein, als bestünden Verkrümmungen, Plattfüße und dergleichen, aber in wenigen Wochen lösen sich diese angeborenen Angewohnheiten, die zu keinerlei Befürchtungen oder gar gewaltsamen Streckungen Anlaß sein dürfen.

Ferner ist es wichtig, daß man Kinder zum Schlafen besonders sorgfältig zudeckt, da frierende Kinder viel weniger leicht einschlafen. Sobald die Kinder größer werden, achte man darauf, daß sie die Hände auf der Decke behalten.

Das Kind durch Aenderung der Lage zu befriedigen und zu beruhigen, ist immer pädagogischer, als es herumzutragen, zu schaukeln, zu wiegen oder zu fahren. Hat das Kind Schmerzen oder ist es unwohl, so mag man es wohl auf die Arme nehmen und trösten. Wie manche Mutter aber meint, sie müsse ihr Kind stets zum Einschlafen oder zum Trost beim Schreien auf dem Arme wiegen; dabei geht sie sich die müden Beine noch müder und — verwöhnt nur ihren Liebling. Ein aufmerksamer Mensch hört bald aus dem Schreien heraus, ob es Langeweile ist, Zorn, Aerger, oder aber Schmerz, Unbehagen oder Leibweh, weil es zuviel Nahrung erhalten hat. Ist die Zeit zum Trinken da, so hat es natürlich Hunger und ist zu stillen. Bei heißem Wetter ist es oft durstig und darf mit etwas Zuckerwasser oder Fencheltee befriedigt werden. Hat man sich aber vergewissert, ob nicht etwa die Windeln zu wechseln sind, ob nicht zu fest gewickelt ist, ob keine Nadel sticht oder die Wärmflasche nicht zu heiß ist, ob das Kind nicht vom Schweiß geplagt wird oder auf einer Falte oder etwas Hartem aufliegt, ob seine Nase nicht durch Schleim am Atmen gehindert ist, ob es nicht Blähungen (zuviel Nahrung?) oder sonst welche Schmerzen (Wundsein, Rötung der Haut zwischen den Beinen usw.) hat, und man findet von alledem nichts, so gebe man ihm außer der Zeit keine Nahrung und lasse es in gesunden Tagen ruhig schreien, selbst bei Nacht, und seine Lungengymnastik machen. Es hat sich ebensobald daran gewöhnt, ohne getragen und gewiegt zu werden, einzuschlafen oder stille zu sein, wie es sich schließlich sonst daran gewöhnt, auf jedes Schreien hin aufgenommen werden zu müssen. Ich bedaure Mütter wie Kinder, die nicht nach diesen Grundsätzen handeln und behandelt werden; die Mütter, weil sie sich unnötige Arbeit und täglich zunehmende Mühe machen; die Kinder, weil sie verwöhnt und eigenwillig und immer anspruchsvoller werden.

Sehr oft hilft auch ein freundliches Zusprechen, selbst bei den Kleinsten, oder eine Aenderung in der Stellung des Wägelchens, ein leises Pfeifen oder Singen.

Es soll damit durchaus nicht gesagt werden, als ob man das Kind nie tragen oder wiegen soll. Im Gegenteil, es ist für sein Köpfchen gut, wenn man es durch [illegible] Herumtragen in andere Lagen bringt; aber das Kind soll es nicht erzwingen dürfen. War es z. B. den ganzen Tag brav und schlief viel, so mag man es abends vor dem Zubettbringen wohl noch etwa eine [illegible] Stunde auf dem Arm haben.

Ein gesundes Kind schläft in der Regel in den ersten Wochen etwa 20 Stunden von [illegible], im ersten Jahre 18—16, im zweiten und dritten 12—14, im fünften bis siebenten etwa 12—13 Stunden.

Der Schlaf des Säuglings soll so wenig als möglich gestört werden. Es ist nicht gut, wenn geschwätzige Tanten und Bettchen kommen und das Kind aufwecken, nicht gut, wenn es durch Zuschlagen der Türen aufschrickt. Schlaf und Milch sind die Haupterfordernisse für ein normales Gedeihen, und es ist eine törichte Ansicht, zu glauben, ein Kind könne sich „dumm schlafen". In den ersten Wochen, wo das Kind an bestimmte Stunden für die Nahrungsaufnahme gewöhnt werden muß, darf und muß man es allerdings oft aus dem Schlafe aufnehmen; später läßt man die Kinder lieber schlafen und wartet mit der Nahrung über die Zeit, als daß man sie deswegen aus dem Schlafe aufnehmen sollte.

An dieser Stelle möchte ich auch vor dem sogenannten Schnuller (Lutscher, Zulpe) aus Gummi oder gar aus Stoff warnen. Unzählige Kinder haben sich schon durch ihn böse Mund- und Darmkrankheiten zugezogen. Denn wie oft fällt das Ding auf den Boden oder man legt es irgendwo an einen staubigen Platz, und das Kind bekommt den Schmutz und alle Bakterien in den Mund! Ein normales Kind braucht keinen Schnuller. Am ehesten läßt sich einer aus Gummi, ja nicht aus Stoff, gutheißen, wenn Anlage zu Nabelbruch besteht oder wenn der kleine Schreihals halbe Nächte durch schreit und die Mutter daneben dringend Ruhe braucht, wegen Schwäche oder Krankheit; es ist dann allerdings noch ratsamer, das Kind in einem anderen Zimmer unterzubringen.

Dr. S. V.

Offenbachs erste Kaffee-Groß-Rösterei
mit Motorenbetrieb
J. W. Otto, gegenüber dem Amtsgericht — bekannt seit 1873 —
für nur erstkl. Kaffee-Mischungen, tägl. frische Röstung
Wein :: Konserven :: Feinkost

Im ersten Jahrzehnt nur
NIVEA
KINDERSEIFE

Sie ist nach ärztlicher Vorschrift besonders für die empfindliche Haut des Kindes hergestellt. Ihr seidenweicher Schaum dringt schonend in die Hautporen ein und macht sie frei für eine gesunde Hautatmung. Preis 70 Pfg.

Gegen spröde Haut
schützt Sie beim Wintersport, überhaupt immer, wenn Sie sich bei Kälte, Wind und Wetter im Freien aufhalten
NIVEA-CREME
Nivea-Creme enthält als einzige Hautcreme das dem Hautfett verwandte Eucerit, und darauf beruht ihre Wirkung. Sie dringt, ohne einen Glanz zu hinterlassen, vollständig in die Haut ein und macht die Gewebe der Haut geschmeidig und widerstandsfähig; sie nährt, kräftigt und pflegt die Haut.
Dosen zu RM. 0.20 – 1.20 / Tuben aus reinem Zinn zu RM. 0.60 u. 1.00

Drittes Blatt
Nummer 4

Offenbacher Zeitung

Montag
6. Januar 1930

Briefkasten.

Erscheint alle Samstage. — Bei Anfragen ist die letzte Abonnementsquittung bezw. Bestätigung des Trägers beizulegen. — Rückseite der Anfrage freilassen. — Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Zur Frage 1338 schreibt uns ein Leser: „Erfrorene Füße oder Hände, sofern sie nicht aufgebrochen sind, habe ich an mir selbst und auch bei meinen Kindern mit heißen Bädern behandelt, und zwar so heiß, als es der Leidende verlangen kann. Dauer 20—30 Minuten. Nach dem Bad sind die Stellen abzutupfen — nicht abreiben — und mit Salatöl leicht zu massieren. Aber es gibt in den Ernährungsreformhäusern ein sogen. „Habeöl", das noch besser wirkt. Beide Öle werden vor dem Gebrauch warm gemacht. Der Juckreiz läßt schon beim ersten Bad nach. Die Bäder müssen selbstverständlich wiederholt werden."

1. H. M. Frage: Meine Tochter heiratet einen Geschäftsmann und bringt eigenes Haus und zirka 8 Morgen Feld mit in die Ehe. Muß bei einem etwaigen Konkurse des Ehemannes das eingebrachte Gut der Ehefrau haften, oder kann dies ausgeschaltet werden? Mit den jetzigen Gesetzesbestimmungen bin ich nicht vertraut. — Antwort: Die Frau haftet nicht für die Schulden des Mannes. Zugebrachtes Eigentum wird im Konkursfalle ausgesondert. Jedoch ist im Todesfalle des Mannes aber im Falle der Scheidung die Frau sehr benachteiligt. Es empfiehlt sich also, daß die Ehegatten vor Eingehung der Ehe vor dem Notar oder dem Gericht einen Ehevertrag schließen, in dem das Vermögen der Frau für den Fall von Zahlungsschwierigkeiten des Mannes oder für seinen Todesfall sichergestellt wird.

2/3. Meister. Frage: 2) Wie hoch ist der Tariflohn eines Werkführers in der Portefeuillebranche? Hat derselbe Anspruch auf Bezahlung der Ueberstunden? Gibt es in Offenbach einen Verband für Werkmeister dieser Branche? Wie lautet die Adresse desselben? 3) Habe einen Rotflecken aus einem Wollkleid entfernt und ist ein Wasserrand zurückgeblieben; wie entferne ich diesen? — Antworten: Zu 2) Hilfsmeister und ... erhalten 300 Mk. monatlich, Obermeister ... Die Verheiratetenzulage beträgt 20 Mk. ...

[illegible]

... dung erfolgt durch die Hessische Polizeischule in Darmstadt. Dorthin ist das Gesuch zu richten.

8. W. A. Frage: Wie entferne ich Stearinflecken von einem braunen Lederstuhl? — Antwort: Das ist sehr schwierig, weil das Fett wohl in das Leder tief eingedrungen ist. Versuchen Sie es so: Legen Sie weißes reines Löschpapier auf die Stearinflecken und bügeln Sie mit mäßig warmem Eisen das Fett unter häufigem Wechseln der Papierstelle in das Löschpapier hinein. Wenn nichts mehr in das Papier eindringt, reiben Sie die Flecken mit Benzinoform vorsichtig von außen nach innen. Wahrscheinlich wird's ohne Kränze nicht abgehen.

9. W. J. Frage: Wie war das Ergebnis des Volksentscheids jeder Gemeinde des Kreises Offenbach? — Antwort: Das können Sie nur durch den Abstimmungsleiter Ministerialrat Dr. Bornemann, Staatsministerium, Darmstadt, Neckarstraße, erfahren. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß Sie das Staatsministerium nicht wegen eines Kleinkrams so bequem anfragen können wie unseren Briefkasten.

10/14. R. J. Fragen: 10) Wie entferne ich den üblen Geruch von Oelfarbe und Holzbeize aus Küchenschrank und Büfett? Das darin befindliche Geschirr ist fast nicht zu benutzen, da es den Geruch bereits angenommen hat. 11) Wie entferne ich dunkel gewordene Flecken auf rotem Samt? Die betreffenden Stellen sind mit der Zeit auch hart geworden. 12) Wie kann ich durch ... unansehnlich gewordene Buchecken ... der saubern und wie kann man sich dagegen schützen? Gibt es hierfür etwa einen besonderen Firnis oder eine ... ? Ist es üblich, in gute Bücher, die ich oft verleihe, den Namenszug des Eigentümers zu schreiben oder die sogenannten „Ex libris" zu kleben, und bekommt man solche bei der „O. Z."? 13) Was versteht man unter „Tantalus"? Ich lese gerade ein Buch mit diesem Titel, kann aber bezüglich desselben aus dem Inhalt des Buches nichts feststellen. 14) Was halten Sie von dem beigefügten Gedicht? Kann man bei der „O. Z." eine kleine Gedichtsammlung in Buchform drucken lassen? —

[illegible]

Zu 17) Ein Schuldschein verjährt erst in 30 Jahren. Sie können also ganz beruhigt schlafen. Zu 18) Meines Wissens ist das nicht möglich. Zu 19) Wenn das Geld aus Gefälligkeit gegeben wurde und nicht als Vermögensanlage, haben Sie eigentlich Anspruch auf eine ... Aufwertung. In der Praxis wird es aber wohl bei einem Vergleich sein Bewenden haben. Verklagen Sie den Schuldner, damit ein solcher Vergleich vor Gericht möglich wird.

20. Ostern. Frage: Um den Tag einer geschichtlichen Begebenheit feststellen zu können, wäre ich sehr dankbar, wenn Sie mir mitteilen würden, wann 1847 und 1848 Ostern war. — Antwort: 4. und 5. April 1847; 23. und 24. April 1848.

21. Frau Sch. Frage: Bitte, wo liegt Brighton? — Antwort. Brighton ist ein bekanntes englisches Seebad an der Südküste von Sussex, liegt am Kanal, hat 135 000 Einwohner.

22/23. Ch. L. Fragen: 22) Wenn in der Dunkelheit auf der Treppe jemand zu Schaden kommt, ist der Hausherr haftpflichtig? Da meines Wissens nach dem Gesetz der Hausherr nur bis 9 Uhr abends verpflichtet ist, zu beleuchten, nehme ich an, daß er auch nicht länger schadenhaftpflichtig ist. 23) Gleichzeitig erlaube ich mir die Frage: Wenn einem Ladenbesitzer (Mieter), dessen Schaufenster weder vom Mieter noch vom Hausbesitzer versichert sind, diese durch irgend einen Umstand kaputt gehen, wer ist dafür haftpflichtig? — Antworten: Zu 22: Die Haftpflicht des Hausherrn ist durch die behördlichen Anordnungen oder den ortsüblichen Brauch beschränkt. Für Offenbach würde die Haftpflicht des Hausherrn nach 9 Uhr erlöschen. Zu 23: Der Mieter ist haftbar.

24. K. K. Frage: Ich möchte 15 Liter ... ansetzen, können Sie mir vielleicht bitte ein Rezept dazu angeben? Vielleicht haben Sie auch ein Rezept für Hagebutten-Wein. — Antwort: 1. ... 5 Pfund Feigen, kleingeschnitten, 15 Gramm ... säure, 3 Pfund Zucker, 5 Liter Wasser. ... 3—4 Tagen durch Tuch oder Fruchtsack ... pressen ... In Ballon- oder Korbflasche füllen ... 2. Hagebuttenwein ... 5 Liter Wein nimmt man 300 Gramm trockene Hagebutten ohne Kerne oder 500 Gramm frische Hagebutten mit Kernen, oder wenn noch frische ... 10 Pfund, 5 Liter Wasser, 10 Gramm ... 2 Pfund Zucker, 1 bis 2 Päckchen Rheinweinhefe ... gären lassen nach 8 Tagen ...

25. W. K. Frage: Gibt es in ... oder ... gegend eine Vereinigung ehemaliger ... — Antwort: Ich konnte weder in Offenbach noch ... Frankfurt eine solche Vereinigung ... hilft einer unserer Leser.

Der Leser hat das Wort:

... der Darlehensschwindel

Zu dem in Ihrer Zeitung vom 21. Dezember von mir ... „Der Leser hat das Wort". Darlehensschwindel habe ich noch zu ergänzen:

Ein Angestellter, der sich in Not befindet, fragte mich um Rat wegen eines Darlehens bei den inserierenden Firmen, den ich dahin beantwortete, „die Finger davon zu lassen" ...

[illegible]

Viertes Blatt
Nummer 9

Offenbacher Zeitung

Samstag
11. Januar 1930

Briefkasten.

Erscheint alle Samstage. — Bei Anfragen ist die letzte Abonnementsquittung bezw. Bestätigung des Trägers beizulegen. — Rückseite der Anfrage freilassen. — Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.

Zu Frage 23. Ein Leser teilt mir mit, daß seit 1900 in Frankfurt ein Marineverein besteht, der dem Bund Deutscher Marinevereine angeschlossen ist und durch diesen dem Kyffhäuserbund angehört. Schreiben sind zu richten an den Oberstudienrat Dipl.-Ing. Hoechel, Vereinslokal des Marinevereins Frankfurt, Restaurant „Zum Reichsadler", Große Friedbergerstraße.

Der Leser hat das Wort:

Ist die Wohnungsnot in Offenbach behoben?

Von Zeit zu Zeit kommt die Statistik seitens des hiesigen Wohnungsamtes heraus, die besagt, daß annähernd 3000—4000 Wohnungsuchende in Offenbach vorhanden sein sollen. Diese Statistik ist bestimmt falsch.

Es ist ein Unding, daß bei der seit einigen Jahren beobachteten Bautätigkeit eine so große Menge Wohnungsuchender da sein soll. Und die, die die Statistiken des Wohnungsamtes seit Jahr und Tag anzweifelten, haben unbedingt recht behalten.

Bei Vergebung der Wohnungen im Holzmann-Block hat man seitens des Wohnungsamtes 1000 Aufforderungen an Wohnungsuchende ergehen lassen; von diesen haben 800 überhaupt keinen Wert darauf gelegt, sich zu melden. Wo bei 1000 Aufgeforderten sich 200 melden, beträgt dies beim Stamm der Suchenden ... Wir haben keine Wohnungsnot in Offenbach mehr! Wir scheint, daß das Amt sämtliche Leute in der Statistik anführt, die auch nur eine kleine Veränderung in ihren Wohnverhältnissen wünschen (z. B. den Uebergang von kleinerer zu größerer Wohnung und sehr oft gerade umgekehrt!) und solche Antragsteller dann einfach als Suchende bezeichnet. Das

Halbe Menschen

Ihre Zahl ist Legion. Ohne daß an ihnen besondere organische Veränderungen festzustellen wären, leiden sie an Herzanfällen, Schwäche- und Ermüdungserscheinungen, fühlen ihre Lebensfreude und Erwerbsfähigkeit herabgesetzt, sind lebensunlustig, abgespannt, gereizt — mit einem Wort: nervös.

Mit den landläufigen Nerven- und Nährmitteln ist da nicht zu helfen. Es bedarf des Wiederaufbaues des Nervensystems, der Verjüngung und Erneuerung aller Lebenskräfte und -säfte. Eine Kolaferrin-Kur ist ein sicherer Weg zu dieser Lebenserneuerung.

Warum sind die Menschen früher, warum sind sie abgekämpft?
Warum altern jetzt die Menschen früher, ...

Das rasende Tempo unserer Zeit macht sie alt! Machen Sie eine Atempause! Eines Tages fallen Sie erschöpft mitten in Ihrer Arbeit um! Neue Kräfte für Nerven und Blut, neue Arbeitskraft und Lebenslust durch Zellenerneuerung erreichen Sie durch eine Kolaferrin-Verjüngungskur.

Dem Lebenstempo nimmt Kolaferrin die Atemlosigkeit. Machen Sie eine Atempause!

Frisch und gesund werden Sie durch Vitamine und Hormone im kombinierten Standardpräparat: „Kolaferrin". Seine Bestandteile fahren auf den Nervensträngen als Bahnen in die Reizgebiete Hirn, Rückenmark, Knochen und in die verschiedenen Drüsen! Zertrümmerte Zellen können ersetzt werden! Mattigkeit, Unlust und Gedächtnisschwäche sind Alterserscheinungen, wie Arterienverkalkung, schlechtes Blut, Fettsucht, Stoffwechselstörungen.

Tiere und Pflanzen erneuern im Frühjahr jedes Jahres ihre Säfte, warum sollte dies nicht auch der Mensch können?

Gratisbezugsschein.
An die Kolaferrin-Gesellschaft, Berlin W 30/O 58
Marburger Str. 8.
Ich ersuche um kostenlose unverbindliche Zusendung von Gratisproben Kolaferrin nebst Broschüren.
Name:
Ort:
Straße:

Aus Frankfurter Theatern.

Frankfurter Opernhaus.

Meyerbeers „Afrikanerin“ in neuer Inszenierung.

Die Zeiten der großen Ausstattungsoper sind vorüber. Gibt man sie mangels fesselnder neuer Werke doch wieder, so steht der Regisseur vor der schweren Aufgabe, zusammen mit dem Bühnenbildner eine Vereinfachung zu erzielen, möglichst viel Prunk und Äußerlichkeit zu entfernen, ohne jedoch den eigentlichen Zweck dieser Gattung Oper in sein Gegenteil zu verkehren. Bei Meyerbeer, dessen Musik trotz aller Melodik und Schwungkraft wenig Innerliches erfaßt und zu sehr auf äußere Wirkung zugeschnitten ist, bleibt der goldene Mittelweg der beste. Wir danken es dem jungen Regisseur Rudolf Scheel, in den gebotenen Grenzen geblieben zu sein. Er hat manches Ueberflüssige ausgemerzt, aber auch — wohl mit Zustimmung des musikalischen Leiters — manches Brauchbare fallen gelassen. Jedenfalls war es schon ein Gewinn, einmal nur drei Stunden lang im Theater sitzen zu müssen und angenehm unterhalten zu sein. Was aber das „Grundsätzliche“ zur Scheelschen Neueinstudierung angeht, über das er sich in den „Blättern der städtischen Bühnen“ äußert, so ist neben Vielem, was Geltung behalten soll, doch in einem entscheidenden Punkt zu sagen, daß — wir bleiben bei Meyerbeer! — die systematische Erziehung des Opernsängers zum singenden Schauspieler keineswegs das Ziel sein kann, denn gerade in der „Afrikanerin“ ist der dramatische Nerv der Musik äußerst schwach und es kommt wirklich nur darauf an, schön zu singen.

[illegible]

Die erste Sitzung des Kreistages.

Wahl der Kommissionen und Ausschüsse.

In der ersten Sitzung des neuen Kreistages am Montag fand die Wahl der Mitglieder und der Stellvertreter des Kreisausschusses statt.

Zu Mitgliedern des Wahlausschusses waren Bürgermeister Leonhard Eichnert, Bankdirektor Peter Lang, Fabrikant Willi Henne und Oberredakteur Arthur Frahnert ernannt worden.

Bürgermeister Eichnert verlas das Protokoll über die rechtliche Gültigkeit der eingereichten Wahlvorschläge zu den Kreisausschußwahlen. Die Wahlvorschläge der Sozialdemokraten, der Kommunistischen Opposition, des Zentrums und der gemeinsame Wahlvorschlag der Deutschen (liberalen) Volkspartei und der Wirtschaftsvereinigung wurden für gültig, der Wahlvorschlag der Kommunistischen Partei Deutschlands für ungültig erklärt, da er zu spät eingereicht worden war.

[illegible]

Für den Weltbezirk Zimmer (Grom.).

Außerdem für die Bienenzucht: Georg Keller (Langen) und Zeiß (Sprendlingen).

Für die Schweinezucht: Jean Busß (Neu-Isenburg).

Die Rechnungsprüfungskommission setzt sich aus den Abgeordneten Adam Krämer, Fritz Remy und Rudolf Kaz (Seligenstadt) zusammen.

Zu Urkundspersonen wurden Bankdirektor Lang (Offenbach) und Bürgermeister Arnoul (Neu-Isenburg) gewählt.

Aus der Umgegend und dem Hessenland

Das Gutachten des Sparkommissars.

Darmstadt, 19. Januar.

In seiner letzten Sitzung beschäftigte sich das Gesamtministerium mit dem nunmehr eingetroffenen Gutachten des Reichssparkommissars über die Verwaltung des Volksstaats Hessen. Es wurde zunächst die Drucklegung beschlossen, die bei dem stattlichen Umfang des Werkes eine gewisse Zeit beanspruchen dürfte. Danach wird das Gutachten sofort dem Landtag zugeleitet werden.

Kündigungen auch am Darmstädter Theater.

Darmstadt, 19. Januar.

Ebenso wie in Mainz wurde in Darmstadt sämtlichem Personal des Hessischen Landestheaters zum Ablauf der Spielzeit gekündigt.

[illegible]

wi. Dreieichenhain, 18. Januar. (Kommunale Angelegenheiten.) Einführung der neugewählten Gemeinderatsmitglieder. Vor Eintritt in die Tagesordnung wurden die neugewählten Gemeinderatsmitglieder für die Wahlperiode 1930 bis 1934 in das Amt eingeführt und durch Handschlag verpflichtet. Die gebildeten Kommissionen sind wie folgt zusammengesetzt: 1. Finanzkommission: Heinrich Michael Schmidt, Philipp [illegible]

[illegible]

Filmschau.

„Melodie des Herzens“.

Ein großer Tonfilm-Erfolg im Emelka-Haus

Direkt beängstigend war der Andrang schon zur zweiten Vorstellung am Samstag im Emelka-Haus. Bis fast auf die Straße hin stand die Menge, die Einlaß begehrte und viele, die kurz vor Beginn der Vorstellung kamen, mußten zufrieden sein, wenn sie für die letzte Vorstellung noch eine Eintrittskarte bekamen. Wie ist dieser Riesenandrang im Emelka-Hause zu erklären? Heute läuft dort der zweite große Tonfilm. Hatte schon der Film „Atlantic“ die Offenbacher Kinobesucher entzückt, so war die Erwartung auf den ersten großen Ufa-Tonfilm der Erich Pommer-Produktion „Melodie des Herzens“ dank der geschickten Tonfilm-Vorreklame aufs Höchste gestiegen. Und diese hochgespannten Erwartungen sind übertroffen worden.

[illegible]

Gegen Röte der Hände

und des Gesichts, Aufspringen der Haut, unschöne Hautfarbe und Teintfehler verwendet man am besten die schneeig-weiße, fettfreie, glyzerinhaltige Creme Leodor, welche den Händen und dem Gesicht jene matte Weiße verleiht, die der vornehmen Dame so sehr erwünscht ist. Ein besonderer Vorteil liegt auch darin, daß diese unsichtbare matte Creme wundervoll kühlend wirkt bei Juckreiz der Haut und gleichzeitig eine vorzügliche Unterlage für Puder ist. Der nachhaltige Duft gleicht einem taufrisch gepflückten Frühlingsstrauß von Veilchen, Maiglöckchen und Flieder ohne jenen berüchtigten Moschusgeruch, den die vornehme Welt verabscheut. — Creme Leodor: Tube 60 Pf., große Tube 1 Mk. — Leodor-Edel-Seife: Stück 50 Pf. — In allen Chlorodont-Verkaufsstellen zu haben.

„Verheiratete Frauen stellen wir ungern ein —"

Sie ist eine ausgezeichnete Bürokraft. Sie war neun
Jahre in der gleichen Firma tätig; sie stenographiert
flott, korrespondiert, kann Kartothek führen, Besuche
empfangen und abwimmeln, mit dem Publikum an-
mutig verkehren, war im Verkauf hilfreich, ist zuver-
lässig, verantwortungsbewußt, selbständig, aber sie hat
einen schrecklichen Fehler: sie ist „schon" 28 Jahre und
außerdem seit einem halben Jahr verheiratet. Schon
28 — heulen könnte man über den Blödsinn, daß ein
Mensch mit 28 Jahren, in der Vollblüte der Kraft, für
eine Stelle „zu alt", tatsächlich als zu alt bezeichnet
wird. „Wir suchen eine jüngere Kraft —", weil sie
billiger ist; und es gibt genug Firmen, die lieber zwei
billige, wenn auch weniger leistungsfähige Kräfte ein-
stellen, als eine perfekte teurere Kraft. Und selbst wenn
die Verhandlungen um eine Stelle schon gediehen sind,
kriegt sie zu hören: „Sie gefallen mir ja sehr gut, Sie
sind auch ganz das, was ich suche — aber Sie sind ver-
heiratet."

Ich habe mir Mühe gegeben, einzusehen, warum eine
verheiratete Frau, die für ein eigenes Heim mitschafft,
weniger sympathisch oder leistungsfähig sein sollte,
als eine unverheiratete. Im Gegenteil sollte man an-
nehmen, daß in einem solchen Menschen erhöhtes Ver-
antwortungsgefühl zu finden sein müßte, weil sie mehr
zu bewahren hat: ihr Heim; daß keine Liebesgeschichten
unvorhergesehen dazwischen spuken, daß kein Weekend
und keine Torschlußangst vor dem Heiraten die Ge-
danken ablenken dürfte. Aber das Mißtrauen ist nun
einmal da und wie alles, was keinen rechten Grund hat,
schwer aus der Welt zu schaffen. Da hat nun ein
junges Menschenkind den Mut besessen, mit dem ge-
liebten Menschen den Lebensbund zu schließen; sie haben
sich ein Heim geschaffen; sie haben im Vertrauen auf
ihre Arbeitskraft und ihre Stellungen sich zusammen-
getan, zu gemeinsamem Leben mit seinen Sorgen,
seinen Verantwortungen und seinem großen Glück aller
Gemeinsamkeiten. Da stellt die Firma ihre Zahlungen
ein, und die junge Frau kriegt gekündigt. Erst hat sie
Mut: sie kann viel, sie ist hochqualifizierte Arbeiterin,
sie ist nicht verwöhnt, ihr Gehalt war nicht sehr hoch,
ganze 170 netto — da muß sich doch etwas finden. Aber
überall dies: „Verheiratete stellen wir ungern ein —"

Man kann natürlich keinen Chef zwingen, von einer
Ansicht oder Anschauung abzugehen. Aber der logische
Schluß aus diesem Verhalten gegen die Einstellung ver-
heirateter Frauen ist der: in den wenigsten Fällen geht
es heute ohne Mitverdienen der Frau; Verheiratete
werden ungern eingestellt; also lassen wir das Stan-
desamt und leben ungetraut als Mann und Frau. Ich
kenne einen Fall, in dem zwei tüchtige Menschen tat-
sächlich zu diesem Ausweg gezwungen worden sind, und
ihr Fall wird nicht der einzige sein. Dann geht aber
das öffentliche Jammern über die Unmoral an, und
derselbe Herr, der es der jungen Frau unmöglich macht,
verheiratet zu sein und in den ersten Ehejahren mit die
Möglichkeit zu haben, durch pekuniäre Sicherung Heim
und Ehe und Kind mitzuverdienen, derselbe Herr seufzt
über den Verfall der Sitten.

Wir müssen uns umstellen. Viele haben's schon
lange getan. Die Frau ist in der Mehrzahl der Fälle
Mitverdienerin, und von Doppelverdienen kann die
Rede nicht sein, da es anders nicht reichen würde. Bei
der Arbeiterin ist das eine längst gegebene und nie be-
anstandete Tatsache. Bei der Angestelltenfrage baumelt
noch der Zopf. Aber der muß auch herunter.

Inzwischen sucht die tüchtige, „verheiratete" und „zu
alte" Frau weiter — —

Dr. M. W.

D. Z. 16.5.1930

Der Möbelwagen.

Heute morgen ist ein Möbelwagen an mir vorbei-
gefahren. Eine wahre Luxuskarosserie von einem Möbel-
wagen; ein großer roter Möbelwagen mit einem Glas-
verschlag als Führersitz, in dem neben dem Chauffeur die
großen Kerle saßen, die mit der linken Hand einen Tisch
und mit der rechten einen kleinen Schrank und auf dem
Buckel ein ganzes Büfett schleppen können. Die Goliathe
hockten friedlich und ein bißchen vornüber hinter ihren
Glasscheiben aufgereiht, ruckten ein bißchen mit der Er-
schütterung des Lastwagens und schauten gleichmütig
voraus.

Da fielen mir die Möbelwagen ein, die um den
1. April und den 1. Oktober herum überall in der Stadt
zu sehen waren, damals, als ich noch ein kleines Mädchen
war und eine Tante von mir sich den Luxus leisten
konnte, in zehn Jahren elf Wohnungen zu haben; damals,
als man nach Belieben kleine und große Wohnungen
heraussuchen konnte und Worte wie Mieterschutzgesetz,
Notwohnung, beschlagnahmefreie Häuser noch nicht ge-
bildet waren. Damals waren alle Möbelwagen mit mäch-
tigen Gäulen bespannt, mit großen glatten Braunen,
deren Fell glänzte, deren schwere Hufe breit auf das Kopf-
pflaster traten und denen ein Sack mit Haferkörnern über
das schöne große Maul gestreift wurden, daß sie geduldig
waren und fressen durften, solange die Möbelträger fremd-
artige Dinge die Treppen hinunter und hinauf schleppten.
Meistens war in dem Futtersack irgendwo ein kleines Loch,
und wenn die Gäule fraßen, rann ein winziges dünnes
Riesel von goldenen Körnern und Häcksel aufs Pflaster.
Und ich stand mit meinen langen Zöpfen und meiner
roten Schürze am Rinnstein und überlegte mir, ob die
Gäule sehr traurig darüber wären, daß ihnen von ihrem
Futter nun diese Körner verloren gingen.

Hinten an dem Möbelwagen schaukelte an Ketten ein
Sitzbrett. Darauf saße die Goliathe, und hoch oben vorne,
neben dem Kutscher, d[illegible] immer „Hüh!“ schrie und immer
heiser war, hockte der Zackmeister, der mich und meinen
kleinen Bruder einma[illegible] fragte, ob er uns mit in den
Wagen packen sollte. [illegible]ch freue mich jetzt noch der Sen-
sation, die mir diese Frage brachte: zwischen Grauen und
Wunsch, zwischen Angst und brennende Neugier stellte mich
dieser Spaß. Denn am Möbelwagen stehen und zusehen
war mir ein gefährliches und lockendes Spiel. Was die
Männer da brachten und in den Wagen stellten, das war
doch das Leben anderer Menschen, ein Leben, das sonst
hinter Wänden und Türen und Fenstervorhängen ver-
hüllt war. Aber jetzt wurde es sichtbar. Man sah ihre
Tische und Schränke, ihren Vogelkäfigständer, ihre Küchen-
möbel, ihre Sofas und Sessel. Man sah schamlos zu, wie
Dürftigkeit und Verwahrlosung, wie Putz und aufdring-
licher Prunk herab auf die Straße gestellt wurde. Man
drang in das fremde Leben ein. Und wäre es wahr ge-
worden, hätte der Packmeister uns zwischen das Vertiko
und das Büfett auf einen umgestülpten Sessel geschoben,
so wäre es in mir zugegangen wie in einem Märchen von
Andersen. Alle Dinge hatten Sprache. Vor den roten
Betten ohne Ueberzug graut mir heute noch, wie ich ab-
gerissene Häuser nicht ohne Mitleid und Grausen sehen
kann, wenn die bunte Tapete geschunden und zerfetzt sich
noch von einer frei gerissenen Wand verrät.

Heute morgen ist ein Möbelwagen an mir vorüber-
gefahren. Ein Auto-Möbelwagen. Aber hinter ihm her
fuhr unsichtbar der Möbelwagen mit den blanken Braunen
und dem schaukelnden Sitzbrett; der Packmeister hatte
herrlich Kindertage hineinverpackt. Vorne saßen die
Goliathe und fuhren zu einem Umzug. Aber wenn's
heute ist, wie's damals war: erst einmal zum Früh-
stücken.

Dr. M. W.

O Z. v. 13. 12. 1930

„Neun Monate."

Das Buch einer Frau für Frauen.

Ueber die neun Monate einer Schwangerschaft ein Buch schreiben, heißt seinen Leserkreis hoch einschätzen, wenn man nicht bei der dürren Sachlichkeit biologischer und hygienischer Tatsachen bleiben will. Es heißt aber auch sich selber hoch einschätzen, denn die Problematik der Adventszeit hat von je die Dichter angezogen, und die schöpferischen Vergleiche mit der Mutter Erde, die mythischen Verbundenheit mit dem Lebensgesetz, die Gestaltung der Seelenwandlung drängt sich zum Dichter, ist ihrem Wesen nach schon Dichtung, Inneres in der sichtbaren, sinnfälligen Erscheinung. Schwangerschaft ist lebendiges Gleichnis — so muß das Kunstwerk aus ihr werden.

Wo solch ein Stoff sich darbietet, ist es schwer zu vermeiden, daß auch das Mittelmaß sich seiner bemächtigt, daß hier genau so viel zusammengekitscht wird, wie über die Liebe. Platte Rührseligkeit, anempfundene Problematik sündigen literarisch durch die Gegend, und gerade die Frauen, die diesem minnig-sinnig-innigen Getue lachend widersprechen müßten, die Mütter, lassen sich von der Gefühlsduselei fangen und kriegen nachträglich Erlebnisse, die ihnen die Wirklichkeit des Ereignisses des ihnen tief und wirkend Eignen hinterher vertuschen, weil damals nicht nur alles Glorie und edle Haltung war, sondern sehr vieles mit deutlicher und gern vergessener Unlust verbunden.

Abseits von beiden Wegen — dem mythisch-priesterlichen des Dichters und dem rührselig vertuschenden — ist Hilde Maria Kraus einen sauberen Pfad der Wirklichkeit gegangen, und die Stationen dieses Wegs sind zu einem reinlichen Frauenbuch geworden, das in seiner tapferen Art, seiner unbedingten Wahrheit und seiner tiefen Kenntnis fraulichen Erlebens ein Erziehungsbuch genannt werden darf, ein Erziehungsbuch zur Mutterschaft in einem ganz großen Sinne. Denn Hilde Maria Kraus zeigt in ihrem „Neun Monate", wie hier eine intellektuelle Frau, Dr. phil., Studienrätin, nach zehnjähriger Ehe sich Mutter fühlt, in den ersten Monaten gegen die Fremdheit des Zustands kämpft, Ekelgefühl, Gelüst, Schmerzen, Unbehagen als aufdringlich empfindet, und nur allmählich mit den ersten Pulsschlägen des Kindes sich zu der neuen Aufgabe findet. Aber weit über diese Mutterwerdung im Körperlichen reift diese Frau zur Gemeinschaftsaufgabe; sie lernt sich in der Welt umsehen wie in einer Wohnung, in die man einen lieben Gast führen will." Ihr Interesse an sozialen Fragen, ihr Wunsch nach Gesetzeskenntnis ihr Verantwortungsgefühl wird erneut, umgewandelt, vertieft. So gewinnt sie als Mensch, so wird sie aus einem Einzelwesen Staatsbürgerin, so formt sich ihre Berufskraft nach neuen Gesichtspunkten, speist sich aus neuen Quellen.

Das alles ist mit großer Schriftstellerkunst aufgebaut, unaufdringlich entwickelt, mit starker Spannung durchsetzt. Die Diskussionen ergeben sich unmittelbar aus der Handlung, nirgends wird doziert. Man lebt diese neun Monate mit der Frau, in ihrem Lebensumkreis, in ihrer banalen, unromantischen, sensationslosen Welt, und hat am Ende doch das Gesetz und darum das Schicksal gesehen.

Dr. M. W.

*) Hilde Maria Kraus, Neun Monate. Erschienen im Bergstadt-Verlag, Breslau I.

O.Z. 30.6.1931

Sie färbt sich die Haare.

Eine Dame geht an uns vorüber und grüßt. Käthe fährt herum: „Du — nee, hör mal! Das war doch —?“ „Jawohl“, sage ich, „das war Dora F.“ „Nein, wie die sich gehalten hat! Die sieht ja fabelhaft aus! Was ist die denn?“ „Personalchef in einem Kaufhaus. Nicht verheiratet.“ „Aber — aber — sag mal, die Haare — die war doch mit mir in einer Klasse — die ist doch sicher siebenundvierzig oder achtundvierzig — die färbt sich doch bestimmt die Haare!“ „Na und?“ „Na hör mal! Die Haare färben! Es ist doch keine Schande, grau zu werden.“ „Eine Schande, nein. Aber eine Gefahr.“ „Mach keine Witze. Sie ist doch nicht verheiratet. Da braucht sie doch keine Angst um einen Mann zu haben. Und mit achtundvierzig braucht sie auch nicht mehr so übertrieben affig zu sein. Die soll mal ruhig ihre grauen Haare spazieren tragen wie ich meine. Du mit deiner Gefahr!“ „Gefahr, habe ich gesagt, und bleibe dabei. Die allergrößte Gefahr, in die heute ein arbeitender Mensch geraten kann — in die Gefahr der Arbeitslosigkeit!“

Käthe sieht mich verblüfft an. Sieht mich genau so verblüfft an, wie mich alle Frauen ansehen, die sich darüber mokieren, daß ihre Altersgenossinnen sich die Haare färben und nicht begreifen können, daß es Leute gibt, die solch eine „Eitelkeit“ auch noch in Schutz nehmen. Und dennoch haben diese „Eitlen“ recht.

Sie hätten vielleicht unrecht, wenn sie wohlgeborgen im eigenen Heim als Hausfrauen schalten könnten. wenn neben ihnen Sohn und Tochter heranwüchsen, die ihnen das Recht aufs Altwerden geben, die in den grauen Haaren der Mutter dem Zeichen von pflichterfüllten Lebensjahren, liebevollen Sorgen und fraulicher Reife ehrfürchtig begegnen. Aber die Berufstätigen — dürfen nicht grau werden. Graue Haare werden von sehr vielen Chefs als ein Merkmal nachlassender Kräfte angesehen, als ein Alarmzeichen für den Abbau. Die Berufstätige kann noch dreißig Jahre nach dem ersten grauen Haar frisch und leistungsfähig sein, nur grau werden darf sie nicht. — Will sie verwendungsfähig erscheinen, so nützt sie das gepflegte Gesicht und die gute Erscheinung nicht viel — bei grauen Haaren.

Das ist dumm, sagen Sie? Das ist übertrieben? O nein! Fragen Sie die Berufstätigen selbst, fragen Sie die Verkäuferinnen, die Stenotypistinnen, die Sekretärinnen, die Hausgehilfinnen, die Stützen der Hausfrau, die Kindergärtnerinnen, die Privatlehrerinnen. Die festangestellte Beamtin, die Lehrerin, die Krankenschwester dürfen sich graues, dürfen sich sogar weißes Haar leisten — die Angestellten und Arbeiterinnen aus der Industrie und dem Handel nicht.

Freilich — man spricht nicht davon. Man verschweigt es sich gegenseitig. Man hütet sich, die Aufmerksamkeit auf den leider nicht dunklen Punkt zu lenken. Aber es ist so.

Und wenn jetzt wieder einmal eine Schulkameradin an Ihnen vorübergeht mit blondem, braunem, schwarzem Haar, das nach Ihrer Altersberechnung eigentlich grau sein müßte, und wenn Sie wieder ausrufen: „Wie die sich gehalten hat!“ dann verschlucken Sie den Nachsatz, dann machen Sie keine Bemerkung über das wahrscheinlich gefärbte Haar, sondern denken Sie still für sich: „Tapfere Frau —“, und danken Sie Gott, daß Sie selbst alt werden dürfen.

Dr. M. W.

C. Z. 5.4.1932

Samstag

Feierabend

28. Januar 1933.

UNTERHALTUNGSBEILAGE DER OFFENBACHER ZEITUNG

Gummistempel.

Von Karl Ohliger.

[illegible]

Tiere und Technik.

[illegible]

Ein eifriger Staatsbürger.

Von K. L. Nordhausen.

[illegible]

Theater ohne Illusion.

„Unbefugten ist der Eintritt verboten."

Von Dr. H. W.

[illegible]

Bücher haben ihre Schicksale.

Historische Anekdoten.

Die „Drei Musketiere".

[illegible]

Für die Frau

WOCHENBEILAGE DER OFFENBACHER ZEITUNG

O. Z. v. 1. 3. 1933

Handwaschen und mechanisches Waschen.

Von Dipl.-Ing. Scherbug.

Die moderne Wirtschaftsführung hat auch den Waschvorgang einer eingehenden Prüfung unterzogen und sowohl chemisch-physikalische wie auch mechanische Hilfsmittel herausgebildet, mit denen die Wäschereinigung heute unter großer Zeit- und Kraftersparnis durchführbar ist. In wenigen Vor- und Nachmittagsstunden bewältigt daher die fortschrittliche Hausfrau, häufig ohne Waschfrau und Mädchen, allein die Wäsche, und die Schrecken des Waschtages sind längst überwunden.

Gebrauchte Wäsche soll man so aus hygienischen Gründen nicht lange und auf keinen Fall im Schlafzimmer, etwa im luftdichten „Wäschepuff", sondern außerhalb in luftdurchlässigen Behältern oder luftig auf der Leine aufbewahren. Die Ausdünstungen des Körpers, Eiweißstoffe und Schmutz, womöglich Krankheitskeime, sollen doch gerade von uns ferngehalten werden, diese sind es aber, die erst durch den Waschvorgang beseitigt werden. Erleichtert wird derselbe durch das vorherige Einweichen der Wäsche während 18—20 Stunden in handwarmem, weichem Wasser ohne zu hohen Kalkgehalt, z. B. Regenwasser. Wasser ohne zu hohen Kalkgehalt, z. B. Regenwasser, Brunnen- und Leitungswasser sind meist zu hart, können aber durch Zusatz von Kalkbindemitteln (150 Gramm Soda oder durch Zusatz von Bleichsoda je Eimer Wasser) enthärtet bezw. 50 Gramm Bleichsoda je Eimer Wasser) enthärtet werden. Das weiche Wasser dringt in das Gewebe ein, lockert den Schmutz, der nach beendetem Einweichen durch Auswringen des Schmutzwassers größtenteils schon beseitigt wird.

Nun erst folgt der Waschvorgang in der Kochlauge, die mit der Wäsche langsam bis zum Kochen erwärmt wird. Bei Zubereitung der Kochlauge muß wieder erst das harte, lauwarme Wasser durch Soda enthärtet und, wenn diese völlig gelöst ist, die Seife, welche den restlichen Schmutz schlüpfrig macht, zugesetzt werden. Bei sauerstoffhaltigen Waschmitteln, wie z. B. „Persil", muß das Auflösen in kaltem Wasser erfolgen. Niemals darf die Wäsche in heiße Lauge getan werden, weder beim Einweichen noch beim Kochen, denn die Eiweißstoffe des Schmutzes gerinnen darin, und der Schmutz würde in das Gewebe eingedrückt werden. Gerade die langsame Erwärmung der Lauge mit der Wäsche erhöht die Reinigungswirkung, weil der erweichte, aber doch noch vorhandene Schmutz sich erst nach und nach aus dem Gewebe löst.

…

durchführbar und zum restlosen Entfernen der Kochlauge, des Seifenschaumes und der Schmutzflöckchen unerläßlich. Wird das Spülen gleich mit dem kalten Wasser begonnen, so erstarren die Schmutzflöckchen, bleiben in der Wäsche haften und machen sie grau. Verbleiben dagegen infolge ungenügenden Spülens Seifenreste im Gewebe, so wird die Wäsche hart und schon nach kurzem Aufbewahren gelb. Häufiger Wechsel des Spülwassers, erst heiß, dann kühler und zuletzt kalt, begegnet allen diesen Gefahren. Wer aber seine Wäsche schonen will, der denke daran beim Auswringen und schaffe sich möglichst eine Wäscheschleuder, die auch elektrisch angetrieben nicht unerschwinglich ist.

Der Start der Frühlingsmode.

Kleine Kappen. — Komplets. — Jackenkleider. — … Wieder schlank!

Der Frühling naht mit Brausen! Das heißt: zunächst spüren wir noch mehr vom Brausen als vom Frühling. Aber jedenfalls: die neue Frühlingsmode ist fertig und die ersten Modelle zeigen sich den neugierigen Augen der Frauenwelt. Was also hat man uns beschert zum Einzug der warmen Jahreszeit?

Fangen wir mit den Hüten an. Die kleine flotte Kappe steht wieder an erster Stelle, freilich gegenüber dem Winterhut mit einigen Variationen. Kleine Krempen werden wieder bevorzugt, noch immer soll viel vom Haar zu sehen sein. Blüten machen den Versuch, sich dazwischen und das Frühlingshafte besonders zu betonen. Ein klein wenig welches Stroh nur, von einem Blütenkranz umrahmt, das Ganze seitlich auf den Kopf gesetzt — und der entzückendste Frühlingshut ist da. …

Wer hat die Hosen an?

Wenn wir Frauen mit zwei Griffen ein Seidenkleid über den Kopf streifen und mit zwei weiteren die Ärmelschleifen und allenfalls noch einen Gürtelverschluß in Ordnung gebracht haben, gedenken wir mit einem vergnügten Spott des Herrn der Schöpfung, der vor jedem Besuch und jedem Theatergang einen Kampf mit dem gestärkten Hemd, den Kragen- und Manschettenknöpfen und soundsoviel anderen Hindernissen zu führen hat. Wenn wir im Sommer im leichten Waschkleid, in der …

Die neuste Modetorheit.

…

Die Frauen spotten und scherzen gern über die konservative Männermode, für die das Zeitalter der Waschseide und der Kunstseide, der zarten Batiste und der lockeren Wollkrepps noch nicht angebrochen ist. Da kommt aus Amerika — wo soll sie anders herkommen? — eine …

…

Da scheint ein Modekrieg zu drohen: Amerika gegen Italien. Amerika wird mit den schweren Geschützen des Films und den zwingenden Argumenten der Filmdiven kämpfen; Italien wird Guido Reni, Tizian, Morello und sogar Raffael für sich sprechen lassen. Wien aber und Paris werden ihre Neutralität erklären, die anderen sich zanken lassen und — die Mode machen.

Dr. M. W.

Tag der Schneiderin.

Von Robert Goltey.

Die Hausfrau guckt ins Kinderschlafzimmer: „Kinder, ihr müßt heut ordentlich aufräumen — morgen kommt Fräulein Sorgenfrei!"

Dann geht sie in die Küche: „Minna, Fräulein Sorgenfrei kommt morgen — es gibt Roßfleisch und Nudelpudding, das ißt sie so gern!"

Minna brummt etwas, was beinahe wie „so'n Aufwand" und „Nähmamsell" klingt, aber die Hausfrau ist schon in der Arbeitsstube des Hausherrn: „Hör mal, Ernst — morgen ist doch der erste Mittwoch im Monat …"

Er lacht gutmütig: „Ja, ja, ich weiß — das sorgenfreie Fräulein, Roßfleisch und Nudelpudding und …

…

das macht schlank — und darauf muß Fräulein Lotte so auch 'n bißchen achten!"

Ja, Lina Sorgenfrei nimmt kein Blatt vor den Mund, und auf die Männer ist sie besonders schlecht zu sprechen.

„Na, der Herr Gemahl meint, mit vier Meter Seide könnten wir auch auskommen! Ja, da soll der man vier Wochen lang bloß jeden Tag eine Zigarre weniger rauchen, das tut ihm gar nichts schaden, und was versteht so'n Mann davon, wie weit ein Faltenrock sein muß!"

Vergnügt ist sie eigentlich immer — „das bin ich doch schon meinem Namen schuldig!" meint sie. …

Kind und Geld.

Kinder sollen Taschengeld haben. — Kontrolle der Ausgaben durch die Eltern. — Das Verantwortungsgefühl wird geweckt.

Von Else v. Hollander-Lossow.

Die Frage des Taschengeldes für Kinder ist immer vielumstritten worden. Die meisten Eltern stehen wohl auf dem Standpunkte, daß es ganz gut ist, die Kinder beizeiten daran zu gewöhnen, daß sie selber über etwas Geld verfügen können. Dem wichtigen Vorteil gegenüber, daß sie auf diese Weise früh mit Geld umgehen lernen, fällt der Umstand gar nicht ins Gewicht, daß sie etwa naschsüchtig und verschwenderisch werden können, weil sie in der Lage sind, kleine Wünsche zu befriedigen. Kürzlich wurde in der Schule in einer der Mittelklassen der Aufsatz gegeben: „Mein Taschengeld", und die Kinder setzten auseinander, wie sie ihr Taschengeld verwenden. Eine Dreizehnjährige erging sich außerdem in Betrachtungen über den Wert des Sparens …

…

Die Frage „Taschengeld oder nicht?" sollte also immer, wenn man überhaupt in der Lage ist, Taschengeld zu geben, in bejahendem Sinne entschieden werden. Es macht den Kindern nicht nur viel Freude, sondern kräftigt ihr Verantwortlichkeitsgefühl und ihre Selbständigkeit.

Immer Neues für den Nachtisch.

Nichts wird uns so leicht über, wie die gleichen Süßspeisen Tag um Tag. Wir lieben die Abwechslung wie überall, so auch auf diesem Gebiet. Und wir brauchen nur ein wenig Umschau zu halten, so bieten sich uns die leckersten kleinen Gerichte, die auch ohne große Kosten und viel Mühe Auge und Gaumen gleichermaßen erfreuen.

Äpfel mit Butterschaum

gehören zu den Speisen, die die man allen verschenken werden. Man schält mittelgroße Äpfel und sticht das Kernhaus aus, worauf man sie in Wasser mit Zucker und Zitrone aufkocht. Darauf legt man sie in eine feuerfeste Backform und füllt sie in der Mitte mit einer Masse von gestoßenen Makronen und Vanillezucker, die man mit … angefeuchtet hat. Um die Äpfel gießt man zerlassene Butter. …

Samstag
Feierabend
18. März 1933.
UNTERHALTUNGSBEILAGE DER OFFENBACHER ZEITUNG

Filmdiva verschwunden.

Von Hans-Joachim Flechtner.

Bill Jones, der Chefredakteur der „Newyork Evening News“, sitzt in seinem Arbeitszimmer und durchsiegt die langen Korrekturfahnen, die in kurzen Abständen von den Redaktionsboten auf seinen Schreibtisch geworfen werden. Plötzlich öffnet sich die Tür, und ein neu eintretender Bote meldet einen Besuch.

Bill hebt den Kopf und sieht den Ankömmling mit einem Blick an, als ob er einen Irren vor sich habe. Jetzt, eine knappe Stunde vor Redaktionsschluß, Besuch? Er knurrt etwas Unverständliches, dann arbeitet er weiter.

„Der Herr kommt auf Empfehlung von Mac Bride.“

Bill wirft die Zigarre wütend in den Aschenbecher.

Jagd nach verschollenen Schätzen.

Die Schätze der Königin von Saba und die „Goldene Bibliothek“ Iwans des Schrecklichen.

Von Michael Auspitz.

Die allgemeine Krise, der Geldmangel und die Arbeitslosigkeit hatten eine eigentümliche Begleiterscheinung zur Folge. In vielen Teilen der Welt steht heute die Suche nach verschollenen Schätzen im Zeichen der Hochkonjunktur.

Es gibt noch Postreiter.

Nun hat man gedacht, daß die Zeit der Postkutschen längst vorüber gegangen sei — und da gibt es tatsächlich doch noch mehr als ein halbes Hundert Postkutschen im lieben deutschen Vaterlande, die treu und brav Tag für Tag den Dienst zwischen einer Reihe von Bahnstationen und den abgelegenen Ortschaften südlich des Mains versehen.

Legende.

Samstag

Feierabend

25. Februar 1933.

UNTERHALTUNGSBEILAGE DER OFFENBACHER ZEITUNG

Ein Topf Milch fällt um.

Eine Stimme kommt näher . . .

Von Helmut Lehtenrach

Ich beschleiche einen Gorilla.

Auf Kamerajagd im Herzen Afrikas. — Allein einem Riesentier gegenüber.

Von Martin Johnson

Anekdoten vom Herrn Marinepfarrer.

Das Raterlied.

Ringe, ringe!

Das Gewitter.

Legende.

Ein weiser Mann war alt geworden und sah auf sein Leben zurück. Und siehe, ihm war Unrecht geschehen und immer Unrecht. Freunde hatten ihn verraten, Diener betrogen, Herrschende unterdrückt, Verleumdung hatte ihn begeifert, Gewalt ihn beraubt, Weisheit wurde Schein, Wahrheit zerfiel als Lüge. Da überkam den Mann die Blindheit seines Zornes, und er fluchte der Welt, die er zu lange geliebt hatte.

Da stand der Böse neben ihm und versuchte ihn und sprach: „Ich will dir Macht geben, deine Widersacher zu vernichten, dein Herz zu kühlen, Vergeltung zu üben. Mit dem Wink deiner Augenlider ist es getan.“

Der Mann erschrak in seiner Seele und antwortete ihm: „Was ist dem Menschen ein Augenblick? Er blitzt vorüber und ist nicht mehr. Wie sollte mir die Tat eines Augenblickes genügen für ein Leiden von Jahrzehnten? Zeige mir, was sein wird, damit ich es genieße. Dann erst gib mir die Macht; dann will ich es tun.“

Da wogte ein Nebel, und der Nebel wurde rot, und der Mann sah seine Widersacher: zermalmte Masse, zerfetzte Leiber, zertrümmerte Häuser, Brandstätten und kohlende Glut. Die Kinder wimmernd, die Weiber sterbend, Elend und Hunger und fressende Schande — seine Tat.

Sein Schrei zerschlug die Bilder, löste den Nebel. Der Böse mußte weichen und lachte über ihn.

Aber ehe das Lachen noch verhallt war, stand ein Bote des Herrn hinter dem Menschen und rührte seinen Scheitel an. „Gewährt!“, sprach er.

Der Arme sah nicht auf. „Was gewährst du?“, fragte er lautlos; seinen Mund zerrte die Angst vor sich selbst.

„Was du jetzt bitten wirst.“

Da hob der Mensch die Hände und redete zu der Unendlichkeit: „Bewahre meinen Geist vor Dumpfheit und meine Seele vor Haß. Wie sollte sonst die Welt bestehen?“

Dr. M. W.

O. Z. 18. 3. 1933

OZ 24.3.1933

Sie naht, die schreckliche Zeit! / Der Osterputz ist fällig.

Die lyrischen Dichter entdecken den Sonnenschein und die blauen Veilchen neu, für die Redaktionen wird der erste Schmetterling fällig, in der Stadt verlobelt es bereits — da kann die Hausfrau nicht im winterlichen Schmollwinkel bleiben! Sie naht, die schöne Zeit (die entsetzliche, die schreckliche!!), in der kein Vorhang am Fenster bleibt und alle Stühle aufeinander steigen, in der der Staubsauger sein gewaltiges Lied brummt und überall die Flaggen der Putzlumpen und Fensterleder, der Staubtücher und Polierlappen durch die entvölkerte Wohnung wehen. Der Hausherr muß in der Küche essen und im Kinderzimmer eine dürftige Mittagsruhe versuchen, die Schulkinder rücken mit Ranzen und Griffelkasten aus zu einer freundlichen Nachbarin und machen dort ihre Aufgaben.

In den Stuben aber gebietet die Herrin des Hauses, das Haar in ein Tuch gebunden, die Kittelschürze streng über dem Hauskleid, die Aermel geschürzt; feldherrengleich regiert ihr Blick den Hausgeist und die Putzfrau, sie lehret, wie man richtig in die Fugen kommt, sie wehret, daß man den Wassereimer aufs Parkett setzt und die Salmiakgeistflasche auf den polierten Tisch. Sie kontrolliert, ob Wolltuch oder Baumwollappen, ob Schmierseife oder zarte Seifenflocken, ob Sand oder Schmiergel, ob Möbelwachs oder Beize. Ach, sie ängstigt sich und sorgt und schafft und ruhet nimmer!

Osterputz! Die Ofen- oder Dampfheizung hat trotz aller Mühen den Staub in die Vorhänge und in die Fugen geblasen, der Winterregen hat die Scheiben trüb gemacht, nasse Sohlen haben dem Boden immer wieder ihre garstigen Spuren aufgedrückt, und wenn auch die pflegende Hand die Schäden gleich beseitigt hat, so richtig, so gründlich, so wirklich von innen heraus fegt sich das alles nur beim Osterputz.

Männer verstehen das nicht. Für Männeraugen ist alles schon sauber, wenn der Staub nicht gerade fingerdick auf der Schreibtischkante liegt und man noch durch die Fenster raussehen kann. Aber das Putzen ist für die Hausfrau **keineswegs nur eine Angelegenheit des Schönheitssinns**, wie das die vertriebenen und schmählich auf Eintopfgerichte gesetzten Gatten immer meinen. Es ist die **Sache des Erhaltens**, des pfleglichen Behandelns. Der Kampf gegen Staub und Schmutz ist **ein Kampf für die lange Lebensdauer der Möbelbezüge und der Vorhänge, der Polituren und der Beschläge**. Und wenn Putzen Geld kostet — Nicht Putzen kostet noch viel mehr: nämlich frühzeitige Neuanschaffungen.

Was tut's, wenn's einmal ein paar Tage ungemütlich ist? Nachher — schon am Abend beim Heimkommen merkt's der Gatte — riecht es auch wunderbar in der Wohnung, nach heller Luft, nach Wind und Wasser und Seife — und wer ganz genau hinriecht, merkt noch etwas mehr: es riecht nach Behagen, nach Pflege und allen guten Geistern eines guten Hauses.

Dr. M. W.

letzter Artikel mit Name

End of Martha Wertheimer Collection